

Leider ist es uns nicht gelungen, die Rechteinhaberin dieses Büchleins ausfindig zu machen. Wir halten die Beschreibung unserer schlesischen Heimat, speziell aber über das Leben in Gross-Marchwitz für so bedeutend, dass wir diese Veröffentlichung dennoch gewagt haben.

Wir bitten daher auf diesem Wege um Genehmigung.

Selbstverständlich werden die Seiten auf entsprechenden Wunsch sofort gelöscht.

NAMSLAUER HEIMATFREUNDE

B.Blomeyer

1.Vorsitzender

GROSS-MARCHWITZ

Leben auf einem Rittergut in Schlesien
zu Beginn des 20. Jahrhunderts
erzählt von

Elisabeth von Arnim

Druck: Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz Am Leimbach
7552 Niefern-Öschelbronn, Johannshaus
© Alle Rechte bei Elisabeth von Arnim
Zweite Auflage

Einband nach einem Pastell von Andreas Thylmann

Federzeichnungen und Buchgestaltung: Günter A. Lehr

Zweite Auflage
© Alle Rechte bei Elisabeth von Arnim
7532 Niefern-Öschelbronn, Johanneshaus
Druck: Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz Am Fischmarkt

Zu leben warm
in liebendem Gedächtnis
ist Todesüberwindung
ist Vermächtnis.

G. A. L.

Allen,

die für das Gedeihen

von Groß-Marchwitz lebten.

Vorwort

Seit Jahren hat mich meine Tochter wiederholt gebeten, etwas von meiner Kindheit in Groß-Marchwitz aufzuschreiben, damit das Wissen um diese unwiederbringliche Art zu leben auch für die Enkel erhalten bleibe.

Ich hatte ihr, als sie noch ein Kind war, immer wieder davon erzählt – besonders in den schweren Zeiten der Flucht aus dem Riesengebirge im Jahre 1945, um sie von dem Bedrückenden der damaligen Lage abzulenken. Dann waren die alten Zeiten im Kampf um die Existenz so versunken, daß es mir unmöglich schien, sie wieder ins Leben zu rufen.

Als ich aber das 72. Jahr überschritt, und erneut diese Bitte an mich herantrat – nun auch von Freundesseite – erstand zu meinem Erstauen die Erinnerung an Groß-Marchwitz, sowie ich mich hineinverteilte und wurde mehr und mehr zur Gegenwart wie ein Strom, der eine Wegstrecke lang unterirdisch weitergeflossen ist und plötzlich mit Macht hervorquillt. Lebensvoll bildete sich Bild um Bild vor meinem inneren Auge, je weiter ich schrieb, und alles schloß sich zu einem Ganzen zusammen.

Aus dem Widerhall derer, die dann diese Erinnerungen in die Hände bekamen, bot sich die Herausgabe an.

Solch schicksalhafter Art sein Entstehen verdankend, möge dieses Buch seinen Weg zu den Herzen der Menschen finden.

Johanni 1973
Elisabeth v. Arnim

I

Groß-Marchwitz

Du lehrtest deine Märchen mich und Sagen,
gabst mir die Wünschelrute in die Hand.
Und wo ich ging und stand, hat sie geschlagen!
Ich bin dein Schuldner, du mein Heimatland.

Julius Wolff

Reise in uralte Zeiten

In der Jagdstube saßen wir, eifrigst eine Landkarte von Groß-Marchwitz aus dem Jahre 1804 studierend. Wie liebte ich es, wenn mein Vater sie aus dem Schreibtisch holte, sie auf dem großen Arbeitstisch ausbreitete und mir erklärte.

„Aber sieh doch, Papa, hier ist ja überall Wasser, . . . wo es jetzt ganz trocken ist! Und hier der Bauernwiesenweg ist ein Bach! Wie kann denn das sein?“

Papa schaute dahin, wo ich ganz aufgeregt mit meinem Finger herumfuhr und sagte: „Erst einmal die Finger weg von der kostbaren Karte! Du siehst doch, daß sie schon über 100 Jahre alt ist. Damals gab's hier noch viel Wasser. Sieh auch die Wiesen hier, sie waren noch Teiche und manche Wege Flößbäche, wo das Holz aus den Wäldern abtransportiert wurde.“

„Ach, nun verstehe ich, weshalb die Wiesen diese Namen haben: Schulzenteich, Försterteich usw. Ich dachte, „Teich“ wäre auch eine andere Bezeichnung für „Wiese“.

„Nein, Kindchen, das kommt, weil sie wirklich Teiche waren.“

Und nun erzählte er mir, wie durch die Regulierung der Oder und ihrer Nebenflüsse sich das ganze Land verändert habe. Das Wasser versiegte langsam, denn der Grundwasserspiegel sank, sodaß wir manchmal

unter Trockenheit zu leiden hatten. Doch durch die vielen Wälder und den damit verbundenen starken Tau wurde die Gefahr der Dürre abgewendet, auch wenn es einmal längere Zeit nicht regnete.

Wie lebendig wurde mir nun alles und wie interessant!

Manchmal träumte ich mich mit wachen Augen in die alte Landschaft hinein und vermeinte, die alten Wasser zu spüren, wenn der Nebel über dem Lande hing, oder wenn ich an warmen Sommertagen über die weiße, weiche, vom Wind gewellte Sandfläche schritt, die früher See- oder Flußbett gewesen sein muß.

Was war das aber auch für ein seltsamer Ort mit einer unbeschreiblich sehnsüchtigen Atmosphäre, dieser „Dust“ mit den blauen Feuersteinen im weißen Sand, mit denen wir schon als recht kleine Kinder Feuer zu schlagen lernten. (Das Wort Dust – englisch dust = Staub, geht auf germanischen Ursprung zurück und bedeutet etwa: verdunsten, zu Staub werden. Goethe benutzt es bekanntlich auch in diesem Sinne.)

Im Sommer, wenn wir einen lernfreien Nachmittag hatten, oder in den Ferien am frühen Morgen wanderten wir manchmal dorthin. Damals konnte man ja noch unbeschadet durch die tiefsten und einsamsten Wälder stolchen. Solange wir klein waren, sollten wir aber mindestens zu zweien sein. Im Leinenkittel, barfuß, aber mit Strohhut und mit Rucksäckchen, in dem erst ein Butterbrot darin war, und das dann die Funde aufnehmen sollte, die man machen würde, wanderten wir los. Es ging außen am Dorf vorbei, wo ein Hof sich an den anderen anschloß, und es wichtig war, zu prüfen, ob man auch die Namen der Bauern wisse, deutsche und slawische gemischt: Enterich, Dorzog, Babatz, Neugebauer, Hanusa. Heimlich, Wenzel usw. Niemand kam auf den Gedanken, da irgendeinen Unterschied zu finden. Der Chauvinismus ist erst künstlich hereingebracht worden. Schlesien gehörte ja nicht zu den Ländern, die durch die Teilung Polens zu Preußen kamen, sondern die Piastenherzöge schlossen sich freiwillig an das deutsche Reich an, nachdem sie viele deutsche Siedler aus Westdeutschland, vor allem aus Schwaben und Franken, geholt und sogar öfters deutsche Prinzessinnen geheiratet hatten. Ich denke da zum Beispiel an die Heilige Hedwig. Ihr

Sohn, der Piastenherzog Heinrich II., der Fromme, fiel 1241 bei Wahlstatt. Durch den Einsatz seines Lebens und eines großen Teiles der schlesischen Ritterschaft, der Bauern, der Bergleute retteten sie die Kultur des Abendlandes vor dem Mongolensturm. Ganze Geschlechter starben dabei aus. Die zwei Fahnen des schlesischen Heeres trugen die Bilder der Gottesmutter und des Heiligen Michael. Auch hier bei den Gefallenen der schlesischen Adelsfamilien findet man deutsche und slawische Namen: Rheinbaben, Tschammer, Abschatz, Brauchitsch, Pogrell und viele andere. Sie alle gehören dem mitteleuropäischen Kulturkreis an.

Am Ende des Dorfes ging es am Friedhof vorbei, beschattet von uralten Linden, von einer aufgeschichteten und bewachsenen Steinmauer umgeben. Ich konnte mich nicht genug wundern, daß so viele Gräber dort waren, wo doch ganz selten einmal eine Beerdigung war. Ein kleines Stück war von einem schmiedeeisernen Gitter umgeben: unser Erbbegräbnis. Mein Urgroßvater Guido von Busse, Herr auf Polnisch-Marchwitz, wie es damals noch hieß, lag da als erster; nicht die Urgroßmutter – sie war auf einer Reise gestorben. Das ist eine besondere und – etwas unheimliche Geschichte. Dann lag dort mein Großvater Paul-Guido, der ziemlich jung gestorben war an den Spätfolgen eines schweren Sturzes mit dem Pferde im Krieg. Er war ein großer Reiter, sodaß die 8.-Dragoner-Offiziere aus Namslau kamen, um bei ihm Reitstunde zu haben. Es wird erzählt, daß er sich einmal kurz vor einem Diner mit Frack und langen Hosen auf eines ihrer Pferde setzte, das nicht zu bändigen war, und es „ging wie eine Puppe“! Macht hatte er scheinbar nicht nur über Tiere sondern auch über Menschen. Er war ein genialer Redner und beliebter Gesellschafter, der die Zuhörer so mitreißen konnte, daß sie lachten oder weinten – je nach Wunsch.

Wir haben ihn leider nicht mehr erlebt; aber zum Glück war sein einziger Sohn, unser Vater Guido, erwachsen und schon Oberleutnant bei den Gardejägern in Potsdam, als der Großvater starb.

Viel Platz war da noch auf unserem Erbbegräbnis. Wir wollten alle da wieder zusammenkommen – und wurden in alle Winde zerstreut!

Es war so geheimnisvoll, durch den Friedhof zu wandern und am

anderen Ende über die Mauer in einen Feldrain zu versinken. Hier waren kleine Bauernfelder, an denen wir uns vorbeischlängelten, um schnell zum Ziel zu gelangen, dem „Dust“.

Aber da kam erst etwas, was unser ganzes Entzücken war: Das „Morczinloch“. Es lag kurz vor der Sandfläche und war ein kleiner tiefer Teich, der von einer unterirdischen Quelle gespeist wurde und deshalb immer Wasser hatte, auch bei der furchtbaren Dürre, wo alle Teiche sonst ausgetrocknet waren und die Brunnen fast versiegten. Da holten die Leute hier das Wasser für das Vieh, erzählte mir mein Vater.

Manchmal – wenn ich jetzt die riesigen Erdbewegungen sehe, die mit Leichtigkeit durch Maschinen bewerkstelligt werden, denke ich, was vielleicht geschehen wäre, wenn man die Quelle ganz ausgegraben hätte!

Wir fingen Kaulquappen, Elritzen und Molche, mit denen wir dann meine Mutter beglückten und sie beschworen, uns eine Gaststube mit vielen Wasserschüsseln dafür zur Verfügung zu stellen, was die Gute auch wirklich tat, bis sich immer stärkerer Duft in der Stube entwickelte durch die hinter die Möbel gekrochenen und dort verendeten Tiere.

Im Morczinloch baden durften wir leider nicht zu unserer Trauer. Es sei gefährlich, sagte mein Vater. Niemand hätte sein Gebot übertreten!

Dann kam die weite Sandfläche. Wir hatten da ein interessantes Spiel: Die Fußspuren zeichnen sich deutlich im Sande ab. Da mußte einer nach diesen Spuren gesucht werden, der einen weiten verschlungenen Weg zurückgelegt hatte und sich dann am Ende im Heidekraut oder im Gestrüpp versteckte. Ich liebte es sehr, derjenige zu sein und hatte einen Trick, den ich in Indianerbüchern gelesen hatte: Von einer undeutlichen Stelle an ging ich rückwärts, sodaß die Spuren von meinem Versteck wegführten, und ich konnte lange genug bei den Silberdisteln liegen, die ja Zauberpflanzen sind – „träumend wie auf Meeresgrund“. Über mir das sonnendurchflutete Himmelsgewölbe, nur begrenzt von den kieferbestandenen Sanderhöhlungen, die früher die

Ufer gebildet haben müssen. Das war die ganze Welt! – Aber was pulste da an Geheimnissen! Ausgrabungen aus uralten Zeiten sind da gemacht worden, als noch die Silingen, Wandalen und Burgunder hier lebten, die im 4. Jahrhundert nach Westen zogen bei der Völkerwanderung und nur kleine Reste zurückließen. Das waren wundersame Stunden!

Das Land

Zu diesem besonderen Fleckchen Erde, von dem ich erzählte, will ich nun das Land noch näher schildern, das versunkene ostdeutsche Land. Ich glaube aber, ich beschränke mich auf unser Gut, denn ich will ja kein kulturhistorisches Bild von Schlesien geben.

Groß-Marchwitz lag etwa 75 km östlich von Breslau – 5 km von der Kreisstadt Namslau entfernt, also ganz nahe an der Grenze des früheren russischen Reiches. Es wurde aber keine Verbindung über die Grenze gepflegt.

In Namslau war früher eine Komturei des Deutschen Ritter-Ordens. Wir fuhren zum Einkaufen immer durch den alten Torturm, in dem viele Dohlen nisteten, und spielten auf der alten Stadtmauer, wo sie zum Grundstück des Landrats gehörte. Auf dem Ring, wie man in Schlesien den Marktplatz nennt, gab es einen Stein, auf dem der Kaiser Karl der Vierte, der Nachfahr des Heiligen Wenzel, der letzte Eingeweihte auf dem Kaiserthron, einmal gegessen haben soll. Das Wirken der Bogomilen, der Gottesfreunde, wie das slawische Wort heißt, war hier im Osten noch zu spüren.

Damals um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, war so ein Rittergut wie Groß-Marchwitz im Osten von Mittelschlesien noch ein einheitlicher lebendiger Organismus, wo nichts aus Willkür geschah, sondern aus Notwendigkeit, wo jeder Mensch an seinem Platze wichtig war und geachtet wurde, selbst die etwas „einsame“ (d. h. schwachsinnige) Laske Marie, und das all seinen Bewohnern das Leben gab, das jedem nach seiner Stellung zukam, aber kaum etwas darüber hinaus. In

Oberschlesien war schon der Einbruch von Bergbau und Industrie vor sich gegangen, die das Bild völlig veränderten. Auch um Breslau herum war es anders. Denn, wenn man nicht mehr nur von den Erträgen des Gutes lebt, verändert sich das soziale Gefüge.

Es war eine Landschaft, flach wie der Tisch, von unendlicher Weite, und erfüllt von den Geheimnissen urwüchsiger Wälder. Darüber der Himmel, den kein Maß ausmißt! Dazwischen die Lieblichkeit der Gärten in den kleinen Dörfern, wo man noch Ziehbrunnen antreffen konnte, der weiten Wiesenflächen und Koppeln, auf denen das rote schlesische Niederungsvieh und lustige Fohlen weideten. Die sorgsam bestellten Felder, oft unübersehbar groß, waren zumindest am Horizont rundherum von Wald umgeben.

Groß-Marchwitz war verhältnismäßig klein für ein Rittergut: 3000 Morgen. Davon rund 1000 M. Wald, 500 M. Wiesen und Weiden und 1500 M. unter dem Pfluge. Etwa 2000 M. Bauernland kam für die Jagd noch hinzu, die wir gepachtet hatten.

Ursprünglich gehörte alles Land dem Rittergut. Aber durch die Stein-Hardenbergische Reform war es Eigentum der Bauern geworden.

Ach, wenn doch weiter in diesem Sinne regiert worden wäre! Aber durch persönliche Gesinnung kann man auch wirken:

Hilfe in der Not

Mein Großvater Paul-Guido war einmal in großer Not. Die Ochsen hatten Maul- und Klauen-Seuche und die Pferde Rotz, und das zur Zeit der Frühjahrsbestellung! Diese Krankheiten zogen sich so lange hin, daß der Gutsherr in größter Sorge sein mußte, den Acker nicht mehr zur Zeit bestellen zu können, was unweigerlich eine Mißernte bedeuten würde. Seiner täglichen Gewohnheit folgend, ging er am zeitigen Morgen hinaus. Als er die Kastanienallee entlang kam, sah er im Nebel ein Gespann nach dem andern pflügend dahinziehen. Voller Entsetzen dachte er, daß die Pferde und Ochsen ja eingehen würden, wenn man sie krank einspannt, und wie der Ackervogt so unsinnig sein könne! Eiligst schritt er näher und gewahrte, daß es die Bauern waren, die ihm mit ihren Gespannen zur Hilfe kamen.

Die Felder und das Vieh

Wenn das Korn blühte auf den weiten Felderflächen, dann zog ein Duft wie von Brot durch das Land. Roggen war das Brotgetreide in Schlesien. Weizen konnte bei uns nur auf sehr wenigen Schlägen angebaut werden, im Wechsel mit Zuckerrüben und Klee als Zwischenfrucht, der auch nur auf wenigen Stücken gedieh. Flachs und Raps darf ich nicht vergessen! Wie herrlich so ein weites wogendes Wintergerstenfeld, besonders wenn man auf dem Kutschbock saß oder auf Pferdesrücken! Die Hauptfrüchte sind eben Roggen und Kartoffeln, Seradella und Lupine als Gründüngung. Ersteres gibt auch gutes Grünfutter. Natürlich wurden auch Hafer und Futterrüben gebaut, vor allem für den eigenen Bedarf. Etwa 30 Pferde mit den zur Nachzucht erforderlichen Fohlen, mehr als 20 Zugochsen, zirka 60 Milchkühe, 2 Bullen und das dazugehörige Jungvieh brauchen eine erhebliche Menge Futter. Das Kleinvieh: Hühner, Puten, Perlhühner, Gänse, Enten, gar nicht gerechnet, denn die bekommen das „Hinterkorn“, das beim Dreschen abfällt. Gedroschen wurde mit einer riesigen Dampflokobile im Winter. Wir hatten auch eine Menge von Schweinen, der vielen Kartoffeln wegen, denn die sind schwer oder gar nicht abzusetzen, und etwas anderes geben der Boden und das Klima nicht her. Deshalb wurde auch die Brennerei von meinem Großvater angelegt. Da können auch Kartoffeln verbrannt werden, die Frost bekommen haben und für die Nahrung nicht mehr brauchbar sind, was bei den oft zeitig einsetzenden Frösten und dem Ausmaß von anfallender Arbeit oft gar nicht zu vermeiden ist. Auf diese Spiritusfabriken hatte die Regierung das Monopol. Das Endprodukt läuft in plombierte Röhren. Bei der „Spiritusabnahme“ bekamen wir dann so viel denaturierten Brennspritus, wie wir für das Gut brauchten, denn wir hatten noch keinen elektrischen Strom. Jede Familie bekam ihren Anteil. Mein Vater beobachtete manchmal, wie einer der Knechte die Flasche an den Mund setzte, sowie er um die Ecke war. Solche Urkraft hatten die Leute damals noch, daß sie den denaturierten Spiritus – unverdünnten Spiritus – vertragen konnten! Zur Beleuchtung wurde aber auch das erheblich billigere Petroleum in großen Fässern gekauft.

Es war uns Kindern immer etwas unheimlich, die Brennerei zu betreten, wenn wir etwa dem Brenner eine Bestellung machen mußten: die riesigen lauten Maschinen, der sonderbare Geruch! Nur mit Papa zusammen war es wunderbar. (Bei den Worten Papa und Mama wird die letzte Silbe betont). Man fühlte sich sicher, stieg bis in die Maischekeller herab und bekam erklärt, was man nur wissen wollte. Die Überreste der Maische, denen der Alkohol entzogen ist, sind dann ein gutes Milchfutter, Schlempe genannt.

Dies war die einzige Fabrik weit und breit.

Güter in der Nähe von Breslau mit den schweren Rüben- und Weizen-Böden waren natürlich viel besser daran. Denn mit dem selben Aufwand an Arbeit ernteten sie pro Morgen erheblich mehr Weizen als wir von dem billigen Roggen. Von Zuckerrüben konnte man reich werden, nie aber von Kartoffeln.

Aber das war ja gerade das wunderbar Gesunde und Wohltätige eines solchen lebendigen Organismus' wie Groß-Marchwitz damals war! Seine Besitzer konnten nicht reich werden. Obwohl Eigentümer eines ausgedehnten Besitzes, hatten sie nur mit großer Mühe und Arbeit und Kenntnis des Bodens und aller sonstigen Verhältnisse, gerade ihre und der zu ihnen gehörigen Menschen Existenz. An große Reisen z.B. war gar nicht zu denken.

Damals gab es noch nicht den Urlaubs- und Ferien-Betrieb! Die Arbeit war so, daß der Sonntag und die Festeszeiten als Erholung genügten. Nur Kinder hatten Ferien und Soldaten Urlaub, um ab und an in die Heimat zu können. Es wurde viel und fleißig gearbeitet, aber die Arbeit selber spendete Kraft und verzehrte nicht die Nerven.

Die Erkenntnis des Segens, der in dem Nicht-Reichwerden-Können liegt, ist mir erst viel später in meinem Leben gekommen. Schulden konnte man machen, aber dies wurde immer verhängnisvoll.

Die Wege

Viele Wege waren wunderschöne breite Alleen. Der Vorfahrtsweg von der Chaussee zum Gutshaus war eine Platanenallee. Nach dem Vorwerk Paulsbrunnen führte eine gut 1 km lange Kirschallee mit allen Arten Kirschen, die es nur gab. Wie herrlich, wenn die Kirschen blühten, und man die Allee entlang ritt oder fuhr – und gar, wenn die Kirschen reif waren! Aber zu unserer Trauer durften wir dort keine pflücken, weil die Ernte verpachtet werden mußte. Wer hätte das denn alles bewältigen sollen? Der Pächter zog dann in eine kleine Bretterbude, die er dafür extra jedes Jahr aufstellte. Wie gern hätten wir Kinder auch einmal eine Nacht in so einer Bude verbracht. Jedoch so etwas erschien damals unmöglich. Überall aber konnte man für zehn Pfennige ein ganzes hölzernes Litermaß voll kaufen. Einige Zentner wurden ins „Schloß“, wie ja jedes Herrenhaus genannt wurde, geliefert.

Eine Kastanienallee führte zur Feldscheune – ein herrlicher Spielplatz bei Regenwetter, wenn das Korn ausgedroschen war. Dann gab es noch eine Walnußallee, von der die vielen Nüsse für die große Kinderbescherung zu Weihnachten kamen; eine Eichenallee, eine Lindenallee, eine Ahornallee. Am meisten liebte ich aber die breiten Sandwege mit 2 bis 3 Wagenspuren und einem so breiten Wegesrand zum Felde hin, daß es ein lustiger Ansiedlungsort für die schönsten und verschiedensten Bäume, Sträucher und Blumen war, die der Wind oder der Eichelhäher dort gesät hatten. Die für dichter bewohnte Gegenden kaum noch vorstellbare Ursprünglichkeit der Natur war auch ein Paradies für Schmetterlinge, Vögel und kleines Getier. Auch für Kaninchen, die manche Stellen mit ihren Bauen unterwühlten. Was gab es da für eine Vielfalt! Wir konnten da ganze Tage mit den schönsten Spielen verbringen und nur zum Mittagessen heimeilen, wozu wir immer ganz pünktlich und ganz sauber zu erscheinen hatten. Da gab es keine Ausnahme.

Es ist rücksichtslos, unpünktlich zu kommen, denn alle, die für die Mahlzeiten zu sorgen haben, büßen dann etwas von ihrer freien Zeit ein. Auch wollten die Eltern uns alle beisammen sehen. Pünktlichkeit als Rücksicht gegen andere wurde uns so zur zweiten Natur. Unser

Vater lebte sie uns in jeder Weise vor. Er hätte Kutscher und Pferde nicht warten lassen und fuhr ab, wenn wir nicht rechtzeitig dastanden.

Ich hatte, als ich größer wurde, das Bemühen, die Bäume auch am Rauschen zu erkennen. Das übte ich, wenn ich mit unserem Ponywagen fuhr, indem ich die Augen schloß. Man kann da eine gute Übung bekommen und viel lernen. Das Pferdchen findet seinen Weg auch allein – und anderen Wagen begegnete man selten.

Stillsitzen

Weniger gefiel es mir, wenn es hieß: Heute müßt ihr hierbleiben und helfen, Gemüse zum Einkochen fertig zu machen. Ich glaube, das geschah auch aus pädagogischen Erwägungen. Ich würde lieber nie eine Bohne oder Schote gegessen haben, als stundenlang still mit den Erwachsenen zu sitzen, wohingegen meine Schwester Deta das sehr liebte – wie sie überhaupt der Liebling der Erzieherinnen, Kindermädchen und Tanten war wegen ihres sanften und stillen Wesens; während ich bei ihnen das schwarze Schaf war, mit immer zerrissenen, nassen, schmutzigen Sachen, auf den höchsten Bäumen, bei jedem Wetter draußen, voller phantasiereicher Einfälle und nie zu finden. Ich war sehr traurig darüber und bemühte mich immer von neuem, nun alles so zu machen, wie sie es wollten, vor allem weil ich glaubte, daß meine Mutter auch mit mir unzufrieden wäre. Aber es ging nicht – e s g i n g e i n f a c h n i c h t.

Daß ich der Liebling meines Vaters war, gerade deswegen, und auch meine Mutter sich im stillen daran erfreute, habe ich erst viel später erfahren – erst nach seinem Tode. Leider konnte es meinem Kummer nicht abhelfen, denn das Leben des Alltags spielte sich eben da ab, wo man mit mir unzufrieden war und nicht in seiner Gegenwart.

Meine Mutter hatte schließlich Erbarmen und nähte mir selber einen richtigen Jungenanzug aus Rohleinen, schön mit rot besetzt. So konnte ich im „Tobeanzug“ die anderen Kleider schonen. Damals gab es das überhaupt nicht, daß Mädchen in Hosen gingen. Selbst zum Skilaufen hatten wir Röcke an!

Bei Tisch durften wir nicht sprechen, außer wenn wir gefragt wurden. Das mag ja bei kleinen Kindern ganz nützlich sein, bei uns wurde das aber zu lange durchgeführt, sodaß wir uns überhaupt nicht unterhalten konnten, wenn wir einmal zu Besuch waren. Die Tischgespräche aber, die mein Vater führte, und denen ich nun lauschen konnte: über Weltpolitik, über die Situation des deutschen Ostens – ich weiß heute noch einiges davon – waren mir hoch interessant, auch alles, was über Landwirtschaft gesprochen wurde. Er betonte immer wieder: Die Verständigung mit dem Osten sei für Deutschland eine Existenzfrage, wie es Bismarck weitschauend erkannt habe.

Hier muß ich erwähnen, daß niemals ein häßliches oder gar zweideutiges Wort in unserem Elternhause fiel.

Das Furchenwandern

Wenn man an der anderen Seite des Dorfes entlang ging, da wo früher die Windmühle stand – und dann nicht am Friedhof, sondern an der Dorfschmiede vorbei – – wir hatten außerdem noch unsere Gutschmiede – dann kam man in eine ganz andere Welt als die des „alten Sandes“. Hier war der Boden fruchtbar. Man ging durch Roggenfelder, die weit den Kopf überragten, und in denen Kornblumen, Margeriten und Mohn uns entzückten.

Meine Schwester und ich hatten eine Abmachung getroffen: Sobald das Korn so hoch war, daß man darin verschwand, standen wir ganz früh auf, sodaß wir zur Zeit zur Schule zurück sein konnten und wanderten in einem der riesigen Roggenschläge eine Furche entlang, wie sie sich an der tiefsten Stelle jedes Feldes schlängelte, um zu vieles Regenwasser und das Schmelzwasser im Frühjahr abzuleiten. Erwachsene konnten da nicht gehen. Es war eine einzig schöne Stimmung: Himmelsspuren im Erdengrunde! Der etwas feuchte Erdboden, den wir an den Füßen spürten, die noch vom Morgentau kühlen Halme die nackten Beine streifend. Hoch über uns die schon etwas golden schimmernden Ähren, die wir oft vorsichtig mit beiden Armen auseinanderbreiten mußten, um durchzukommen. Das Jubilieren der Ler-

chen über uns im durchschimmernden blauen Himmelsgewölbe! – Ein zart rosa Schimmer der Morgensonne über alles ergossen – ab und zu der Ruf eines Wachtelkönigs – und wenn wir Glück hatten, entdeckten wir sogar ein Rebhuhnnebst hier im verborgenen Grunde. Dazu der Duft, den ich gar nicht beschreiben kann. Alle Sinne waren angesprochen, zart und doch stark. Sogar der Geschmack kam zu seinem Recht, denn für diesen Gang hatten wir uns schon lange eine Tafel Schokolade gespart. (Wir bekamen nicht viel Süßigkeiten. Einen Laden gab es nicht im Dorf. Ich besinne mich, daß ich mit achtzehn Jahren zum ersten Mal Süßigkeiten nicht nur für Feldpostpäckchen kaufte, sondern auch selber davon aß.) Dieses „Furchenwandern“ haben wir viele Jahre durchgeführt und später entzückte es auch mein Söhnchen.

Der Gang ins Märchenland

Der Boden fängt an, anmoorig zu werden. Hier beginnt die Märchenwelt, wo die Riesenfichten den Eingang bilden! Es ist der „Useck“, wie er seit alten Zeiten heißt. Auf der Karte steht auch „Vorderwald“ und manchmal „Siebenkiefern“.

Hier wandre ich am liebsten allein, denn nur dem Schweigend-Andächtigen offenbart sich diese Welt, und das ist in einer großen Geschwisterschar unmöglich. Ich will gerade einmal von einem Waldgang erzählen, wie er mir in Erinnerung steht:

Meine Schuhe ziehe ich aus und verstecke sie am „Grünen Tor“. Das ist nicht etwa ein wirkliches Tor, sondern der Anfang des Waldes, der ja wie jedes Tor in einen ganz anderen Raum führt, als es die Felder sind.

Barfuß tut man auch niemandem etwas zu leide – weder Pflanze noch Tier. Selbst wenn der leichte Fuß auf sie tritt, tut es ihnen keinen Schaden in dem weichen Boden. Und die Füße werden kräftig durch die Geschenke der Erde! Wie aufregend, wenn der Moorboden unter den Füßen nachgibt! Hätte man Schuhe an, so würde die schwarze Masse von oben hineinfließen. Da kann man manchmal kaum durch-

kommen zum geliebten Erlenschlund. Das ist ein Einbruch in den Hochwald – offen nach Südwesten zu den Wiesen hin – den der Sturm vor Jahren riß, weil die Fichten in dem moorigen Boden zu flach wurzeln mußten. Nun hat sich hier eine wunderbare wuchernde Wildnis erhoben. Einmal entdeckte ich hier ein frisch gesetztes Kitz; noch feucht und mit hellen Flecken auf der Decke. Man darf nicht zu nahe herangehen, damit die Ricke nicht ängstlich wird, sagte Papa. Heute sehe ich natürlich auch mehrere Rehe und auch einen recht guten Bock vor mir auf der Wiese friedlich äsend. Einige Rehe kann ich noch im Holz beim Heraustreten beobachten.

Als erstes schneide ich mir jetzt aber einen Wanderstab ab aus Eschenausschlag. Messer und Bindfaden habe ich immer in der Tasche. Oben an den Stab kommt ein Buschen der schönsten Blumen. Es geht sich noch einmal so leicht damit, habe ich ausprobiert. Fast jedes Mal entdeckt man eine Pflanze, die man sonst nicht findet. Mein Vater, der ja alle kennt, muß erklären, was man am Abend im Rucksack heimbringt. Am schönsten ist es natürlich, mit ihm zu gehen, der jeden Vogellaut kennt und die Lebensgeschichten der Pflanzen und Tiere erzählen kann. Ganz naturgetreu – und doch klingt es wie das schönste Märchen. Da fanden wir sogar einmal den Aronstab und Hohlwürzigen Lerchensporn.



Nur allzu wenig konnte ich das genießen, als ich verständiger war. Er ging in den Krieg, und es waren nur die wenigen Urlaubstage, die zu dem Schönsten gehören, was ich erlebte.

Wenn ich nur an den Erlenschlund denke, dann steigt der Duft von Pfefferminze, Thymian und wilden Rosen auf. Hier zog die Schnepfe beim ersten Abenddämmern im März, als noch Schneereste lagen. Dort wo es wieder trocken wird, stehen die Weißtannen, die hier urwüchsig sind. Das ist keine Bezeichnung ihrer Größe, sondern besagt, daß hier von Urzeiten her, als noch keine Menschen die Wälder pflanzten, die Tanne wächst, die selten in unserer Gegend ist.

Ich muß mich durch dichtes Unterholz winden, voll Farnen und Moosgeflecht und bin ganz behutsam und so lautlos wie nur möglich, denn hier beginnt die Märchenwelt, wo der Schwarzspecht die „Zauberwurzel“ sucht. Und wenn man ihn belauscht und seinen trillernden Ruf hört, dann steht man wie gebannt, und die Augen werden einem aufgetan. Ich habe ja auch vom Sauerklee gegessen – ein Blättchen – das wach macht.

Als ich weiter gehe, wo es lichter wird und nach oben sehe, um die gewaltige Höhe der Tannen zu bewundern, hält mich plötzlich jemand am Fuße fest, sodaß ich der Länge lang hinstürze. „Was wollt ihr denn, ihr Wurzelleute? Warum haltet ihr mich fest? Was soll ich denn?“

So fragend bleibe ich liegen. Und schon entdecke ich, was sie mir zeigen wollen: Ein Nest mit Eiern! Nur eine flache Kuhle in der Nadelstreu. Die Vogelmutter muß davongehuscht sein, als ich stürzte. Die Eier sind der Farbe des Waldbodens angepaßt, daß man sie nur schwer entdecken kann. Was für ein Vogel kann das sein, der seine Eier einfach dem Waldboden anvertraut? Wenn ich lange genug hier still liegen würde in meinem Schilfleinenkleid, das auch Mimikry hat, würde er ja wiederkommen. Aber ich möchte weiter und beschreibe lieber alles ganz genau Papa am Abend. (Er sagte dann, es sei eine Nachtschwalbe – oder auch Ziegenmelker genannt – deren lautes Flügelklappen und seltsamen Ruf wir manchmal schon am Abend gehört hatten. Früher glaubten manche Menschen, daß sie nachts die Ziegen auf der Weide ausmelkten, was jedoch Aberglaube ist.)

Und da entdecke ich noch etwas: Den Wurzelpalast der Gnomen! Ich rufe ihnen gleich den Sternengruß zu und lege ihnen zwei Feuersteinchen aus meiner Tasche hin und den Kranz aus Löwenzahn von meinem Kopf. Den lieben sie und trinken gern den milchigen Saft. Dann wandre ich weiter.

Quelle, erlaubst du, daß ich aus dir trinke, und darf ich mit den nackten Füßen den Graben entlang gehen? Ich will auch ganz vorsichtig sein, daß das Wasser nicht trübe wird. Die Quelle ist die Zauberin, die alles speist. Das Moos ist ihr Diener, es saugt das heilbringende Wasser weit herauf, damit die Pflanzen auch in trockenen Zeiten genug haben.

Da steht die uralte Fichte! Großvater-Fichte heißt sie bei meinem Vater. Ich müßte sie also Urgroßvater-Fichte nennen, denn er hat sie an diesem besonderen Ort gepflanzt. Was mag die schon alles erlebt haben und gesehen? Wenn du mir doch etwas davon erzählen könntest!

Ihre Wurzeln reichen bis in den Bach hinein. So kann ich mich auf sie schwingen und von da auf den untersten Ast und nun um den Stamm herum wie auf einer – zwar etwas mühsamen – Wendeltreppe, bis in die höchsten Höhen hinein. Gut, daß ich mein Schilfleinenkleid an habe, denn wie sieht es nun aus!

Da oben schwebend über den Waldesgründen, dem Bussard nahe, atme ich die klare Sonnenluft. Hier wohnen die Götter! – Immer hatte ich es mit den Göttern zu tun, sooft mir auch gesagt wurde, wie heidnisch das sei.

Wieder in den Erdenbereich hinab führt mich der Hunger, den ich nun spüre. Ich zünde mir ein Feuer an. Das Brot und der Speck aus dem Rucksack werden mit dem Dolch geschnitten und mit Pilzen, die ja hier reichlich wachsen, an der Glut geröstet. Das schmeckt!

Langsam wird es kühl an der Quelle. Ich habe kaum darauf geachtet bei all den Erlebnissen, daß es Abend wird. Sorgsam verwahre ich das Feuer, so wie ich es von Papa lernte. Dann schnell die Siebensachen in den Rucksack gesteckt, denn es gibt ein unumstößliches Gebot: Wenn es dunkel wird, muß man daheim sein. Wer es je übertreten würde, dessen freies Herumstreifen wäre dahin. Im Laufschrift komme ich gerade noch zur Zeit.

Die Spiele

Unsere Spiele draußen sind sehr fesselnd und werden leidenschaftlich durchgeführt; so zum Beispiel „Räuber und Prinzessin“ – „Im Bann“ – und vor allem ausgedachte Spiele, worin unsere Phantasie keine Grenzen kannte. Da wurden dann vorher ganz bestimmte Regeln vereinbart und feierlich das Versprechen gegeben, sie unter allen Umständen zu halten. Wie sie dann trotzdem manchmal einer – vor allem mein zweiter Bruder Jost – brechen konnte, war mir unbegreiflich, und ich entsinne mich, daß ich ihn aus Empörung verprügelte.

Leider durften wir nicht auf dem Hofe spielen. Aber unser Garten und der Wald waren ja abwechslungsreich und groß genug. In den Sommerferien waren wir oft Indianer und durften sogar zu Tisch in unserer wilden Verkleidung kommen und verlangen, mit unseren Indianernamen angedredet zu werden. Mein Vater war als Trapper verkleidet, rauchte mit uns die Friedenspfeife als unser weißer Freund. Ich sehe noch meinen winzigen wonnigen Bruder Hubertus, der die Rote Sonne hieß, denn Mama hatte einen großen, runden, roten Flicker auf seinen zerlöchernten Hosenboden gesetzt.

Die Vorwerke und die Handwerke

Außer dem Gutshof hatten wir zwei Vorwerke: Paulsbrunnen und das geliebte Mühchen. Da wohnte auch der Förster. Dann gab es noch die alte Försterei am Alten Damm, ein reizendes Fachwerkhaus, in dem Gutsleute wohnten. Wie gern wollte ich immer einmal da draußen übernachten! Das aber war für damalige Vorstellungen zu abwegig. Auch die Hälterhäuser gehörten noch zu uns. Sie lagen nicht weit vom Dust, und da der Name ja von Fischhältern kommt, deuten sie auch auf versunkene Wasser.

Die Feldziegelei, die zu meiner Kindheit noch in Betrieb war, interessierte mich höchst. Man stellte ja alles, was man brauchte, möglichst selber her. Da wurden die Ziegel mit der Hand in Holzformen gestrichen, dann unter einem offenen Schuppen getrocknet und ab und

zu umgewendet. Danach wurden daraus kunstvolle Brennöfen gesetzt, wo sie unter der Einwirkung des Feuers langsam hart und rot wurden. Leider mußte später die Ziegelei eingehen, weil man bei den aufkommenden maschinellen Betrieben die Ziegel billiger kaufen konnte, als sie selber mit der Hand herzustellen.

Was waren diese einfachen, schlichten Menschen eigentlich für Künstler damals in ihrem Handwerk! Auch der Stellmacher und der Schmied, die ja zusammen unsere sämtlichen großen Acker- und Erntewagen bauten und alles, was an Geräten notwendig war! Da stand mitten auf dem Hofplatz ein großer sechseckiger verschlossener Lattenschuppen, wo das Schirrhholz seit Jahrzehnten lagerte und jährlich vom Walde ergänzt wurde. Was lagen da für herrliche Hölzer, und Papa zeigte mir, woran man erkennen kann, was Ahorn-, Buchen-, Tannen-, Fichten-, Kiefern-, Erlen-, Eschen-, Rüsternholz ist. Auch das Eisenholz von Eiche und Akazie darf nicht vergessen werden. Er erklärte mir ihre verschiedenen Qualitäten, und wofür sie gebraucht wurden. Das lag da oft noch aus Großvaters Zeiten. Nie wurde frisches Holz verwendet.

Wie aufregend war es, zuzusehen, wenn ein Rad entstand – der glühende Eisenreifen übergezogen und dann das Rad ganz schnell im kalten Wasser herumgedreht wurde. Dazu gab es altbewährte, sehr praktische, aber ganz einfache Vorrichtungen, die natürlich auch selbst hergestellt worden waren.

Oder auch der Hufbeschlag!

Wir sollten nicht so viel auf dem Hofe herumstehen, aber ich tat es, wo es irgend möglich war oder ging mit meinem Vater, der ja täglich alle Ställe und Werkstätten besichtigte. Wenn ich „praktisch“ bin, so weiß ich, wem ich es verdanke.

Nun muß ich noch erklären, was ein Vorwerk ist. Ich tue es am Beispiel von Mühchen: Die Wiesen und auch einige kleinere Felder lagen so weit ab vom Dominium, wie ein Herrenhof allgemein genannt wurde, daß sie von einem kleinen Nebenhof bewirtschaftet werden mußten. Man kann nicht Gespanne und Leute vier bis fünf Kilometer weit zur

Arbeit schicken. Da würde man allein auf einen Weg eine bis eineinhalb Stunden rechnen müssen bei dem langsamen Tempo der Gespanne. Entweder müßten sie sehr frühzeitig auf sein – wie es dann immer ausnahmsweise bei der Heuernte notwendig ist – oder es könnte nichts geschafft werden. Abfuttern muß man sowieso im Sommer um drei oder vier Uhr am Morgen.

In Mühlichen stand das gesamte Jungvieh. Die entferntesten Wiesen waren eingezäunt und zu Koppeln gemacht worden. Von anderen wurden Heu und Grumt dort eingefahren. Nur von den etwas näher zum Gutshof gelegenen Wiesen mußten die Fuder den weiten Weg zum Dominium machen, denn wieviel Heu war dort nötig, um die vielen Pferde und das viele Vieh durch den Winter zu bringen! Manchmal mußte noch im Winter Heu aus Mühlichen geholt werden.

Der Vogt war eine Erscheinung, wie man sich einen guten alten Landmann vorstellt. Da war das so wichtige Vorwerk in guten Händen. Telefon dorthin gab es natürlich nicht. Auch in Groß-Marchwitz hatten wir erst seit ein paar Jahren Telefon.

Bewährung

Hans-Guido, mein ein Jahr älterer Bruder, der am liebsten hinter Büchern saß, und ich hatten gerade eben radeln gelernt. Die Kinder mußten das damals mühsam lernen. Sie waren noch nicht so technisch begabt wie die heutigen, und die Räder von damals würde wohl kein heutiges Kind benutzen wollen.

Eines Tages rief Papa uns: „Bubi und Elisabeth, nehmt eure Räder, ihr müßt eine wichtige Nachricht nach Mühlichen bringen.“

Es ist ein besonderes Kunststück, die sandige Mühlichner Straße zu bewältigen. Man kann nur den ganz schmalen Fußweg benutzen, der aber immer wieder über die tiefeingeschnittenen Wagenspuren auf die andere Seite führt. Hier gehen viele Menschen zur Arbeit, zur Kirche



und gelegentlich einmal nach Namslau zum Einkaufen von den wenigen Dingen, die man nicht selber herstellt. Sie kürzen sich natürlich die Biegungen des Weges ab. So fielen wir recht oft um. Aber die Komplikation war nicht etwa, daß man sich wehtat, sondern: Hans-Guido, der damals nur Bubi genannt wurde, konnte ohne meine Hilfe nicht aufsteigen und ich nicht absteigen ohne seine. Man kann sich nun ausmalen, wie das vor sich ging. Dazu hatte mein Kleid – ich sehe es vor mir: dunkelblau mit dicken weißen Punkten – einen großen Kragen, der mir immer vor die Augen flog, bis ich ihn mit einem Dorn feststeckte. – Aber wir kamen wirklich hin und zurück.

Das tägliche Leben war ja so, daß eigentlich immerfort ganz selbstverständlich Proben von Ausdauer, Verantwortungsgefühl, Mut und Geschicklichkeit bestanden werden mußten. Man denke nur an die Ritte und Fahrten, an Sturm und Unwetter und das Suchen von Wegen durch unwegsames Gelände. Bei unseren Ponyfahrten, die sich bald auch bis in unbekannte Nachbarforsten erstreckten, oft um Nachrichten zu überbringen, hatten wir immer Beil und Strick mit, um zerbrochene Deichseln oder so etwas flicken zu können. Mein Vater zeigte uns vorher den Weg auf der Generalstabskarte (Meßtischblatt) und gab uns Anweisungen, wie wir uns im Falle der Not zurechtfinden könnten, die wirklich ganz großartig waren. Einen Kompaß hatten wir immer mit.

Wir ahnten nicht, wie das Schicksal uns schulte für schwierigste Lebenssituationen – und dieses ohne die Gefahren einer motorisierten Welt! Es passierte uns nie etwas, was wirklich schlimme Folgen gehabt hätte. Wie oft verstauchten wir Arme und Beine bei Stürzen vom Pferde und ständig gab es irgendwelche Wunden. Niemand fand etwas besonderes dabei. Mama verband und behandelte sie, und alles heilte schnell. Wehleidigkeit gab es überhaupt nicht – jedoch lernten wir das Richtige im richtigen Augenblick zu tun.

Etwas, das dem an Wert wohl kaum nachsteht, lernten wir auch: Verantwortungsbewußtsein und warme Anteilnahme für die Umwelt. Die Eltern lebten sie uns vor, ohne daß je ein Wort darüber verloren wurde. Helfend einzugreifen, wo man nur irgend kann, gehörte zum täglichen Leben in Groß-Marchwitz. Es wird aus meinen Erzählungen noch anschaulich hervorgehen.



II

Ein ganzer Tag in Mühlchen

„Sei gesegnet, was um uns lebt,
was da Blick und Odem trägt,
was wie wir den Tag begrüßt
oder in Nacht sich faltet.

Gesegnet du Wald, gesegnet Stein und Heide,
Frührot, das aufflammt und Spätrot, das sich niedersenkt,
und du heimliche Nacht, die uns nach Hause leitet.“

(Dichter mir unbekannt)

Mama klingelte. „Karl, bestellen Sie bitte an Wilhelm“, sagte sie, als der Diener eintrat, „er möchte zu mir kommen, sowie er abgefutert hat.“

Mit Wilhelm, unserem guten alten Kutscher, sollte der morgige Tag besprochen werden, der in Mühchen verbracht werden sollte. Als wir das hörten, jubelten wir. „Aber Papa kommt doch auch mit?“ fragte ich besorgt, denn daran lag mir besonders. „Darf ich gehen und ihn bitten?“

Es war nicht immer so ganz einfach, Papas Zimmer zu betreten, denn er war recht streng, und man war nie ganz sicher, was er unterdeß an Untaten erfahren hatte: Eine schon wieder zerbrochene Wagendeichsel oder eine verbogene Säge. Meinen Geschwistern ist seine Strenge im Vordergrund der Erinnerung geblieben, für mich war sie nur ein unangenehmes Beiwerk zu meinem Glück! Trotzdem habe ich manches Mal eine ganze Weile zögernd vor seiner Tür gestanden, bis ich den Mut fand, sie zu öffnen. Man wußte nie, ob man mit einem schroffen: „Was fällt dir ein, mich zu stören“ – abgewiesen oder mit zärtlichem: „Na mein Muckelchen, was möchtest du denn“ empfangen wurde.

Wir fuhren in zwei Wagen. Im Jagdwagen saßen Papa und Mama und auf dem Rücksitz Deta und Petermann, wie wir gern Hubertus nannten. Und ich saß glücklich neben Wilhelm auf dem Bock, voller Hoffnung, auch einmal die Pferde fahren zu dürfen. Es war der ewig umstrittene Platz zwischen meinen Brüdern und mir, die heute zum Glück auf dem Wirtschaftswagen saßen, den der Staller fuhr. Staller nannte man den Jungen, der beim Kutscher lernte und ihm zur Hand ging, da ja außer den häufigen Fahrten sehr viel zu tun war: Pferdeputzen, Futterholen, Abfüttern, Stallausmisten, Geschirrsputzen, Wagenwaschen – aber nicht etwa mit einem Schlauch. Jede Kanne Wasser mußte mit der Hand gepumpt und herbeigetragen werden. Wenn viel Besuch kam, war beim Servieren Hilfe nötig.

Der Wirtschaftswagen war beladen mit Essenskörben, Decken, Badehosen, Jacken. Auf alles achtete das Kindermädchen.

„Wollen wir den Bauernwiesenweg oder die direkte Mühchner Straße

fahren?“ war die Frage, die sich erhob. Papa entschied: „Jetzt ist der Bauernwiesenweg durch den Useck am schönsten. Am Abend schicken wir die Kleinen mit Selma direkt nach Hause und fahren noch durch den Hinterwald, Neuer Damm, Württembergische Grenze, Alter Damm. Dann sehen wir vielleicht Rotwild, wenn wir Glück haben.“

Deta war ganz sorgenvoll. Würde sie, die in der Mitte von Fünfen stand, zu den großen oder zu den kleinen gerechnet werden? Wir werden einmal sehen, tröstete Mama. Schließlich war sie aber so müde, daß sie gern mit Selma nach Hause fuhr. Es ist doch ein großer Unterschied, ob man sechs Jahre alt ist oder fast acht wie ich.

In dem sumpfigen Gelände kann man nur auf Dämmen fahren, die von meinem Urgroßvater und Großvater mit der Zeit angelegt worden waren, um die Wäsen wirklich nutzbar zu machen, was aber auf Kosten des Birkwildes und anderer empfindlicher Tiere ging.

Wir hatten Rotwild (Hirsche) nur als Wechselwild aus den angrenzenden riesigen württembergischen Forsten, Privatbesitz des Königs von Württemberg. Für Standwild waren unsere einzelnen Waldstücke zu klein.

Um diese Jahreszeit konnte man Glück haben und ein Alttier mit einem im Mai gesetzten Kalb auf unseren Wiesen äsend zu finden. Einige Birkhähne gab es damals noch, Rehe, Hasen, Fasanen, Rebhühner überall.

Am Abend hatten wir ein ganz besonderes Erlebnis, als es schon dunkel war: Am Wiesenrand des Hans-Guido-Weges standen vereinzelte kleine Fichten, die zu unserer Überraschung ganz und gar aus einem leuchtenden Stoff gebildet waren. Wir fühlten uns ins Feenland versetzt. Keiner brachte ein Wort hervor. Wilhelm hielt an ohne Papas Befehl. Niemand wußte, ob er träume oder ob es Wirklichkeit sei, daß Fichten im Dunkeln zu leuchten beginnen in bläulich flimmerndem Licht. Papa stieg nach einer Weile leise aus und rief uns dann hin. Es waren Millionen von Glühwürmchen, die eins dicht neben dem anderen auf den Zweigen saßen.

Glühwürmchen gab es oft auch im Garten. So etwas Zauberisches aber habe ich nie wiedergesehen.

Jedoch nun ist es erst Vormittag, und wir fahren durch die sonnen-durchwärmten duftenden Wiesen. Die Leute sind eifrig dabei, das Heu zu breiten, das über Nacht in Kappen stand und nun in der Sonne trocknen muß. Der Wiedehopf mit der Tolle auf dem Kopf flattert von Haufen zu Haufen und läßt sein seltsames dumpfes „up up hup“ ertönen. Papa zeigt ihn uns und erzählt uns von ihm, wie er sein Nest schützt mit einem ekelerregenden stinkenden Sekret, das die Jungen jedem Angreifer aus der Brusthöhle entgegenspritzen. Vom Walde her kommt der Ruf des Pirols und der Wildtaube. Der Kuckuck, der uns so viel Spaß machte, ist bereits verstummt. Aber Kiebitze mit ihrem eigenartigen Flatterflug und ihrem „Kiwit Kiwit“ sind da. Wenn man ganz leise ist und Glück hat, so kann man am Bach den zauberbunten Eisvogel beobachten. Einmal haben wir sogar einen Schwarzstorch gesehen, der sehr selten noch vorkommt. Die Blaurake nistet in den herrlichen alten Eichen, die vereinzelt auf den Wiesen standen. Das sind so einige von der Fülle von Vögeln, die es damals noch gab.

Wie oft erklang Papas Ruf: „Halt!“ Dann wurde auch durchs Fernglas beobachtet. Heute durfte ich das Kinderglas haben und versuchte eifrig, es Wilhelm nachzutun, der zu meiner Bewunderung sofort das Gesuchte ins Glas bekam, während ich wirklich meist mit „blassem“ Auge mehr sah. Wilhelm sagte zu unserem Amusement immer mit „blassem“ statt mit „bloßem“ Auge.

Am Jagdwagen waren hinter dem Kutschersitz zwei Gewehrhalter angebracht, und Papa hatte eigentlich immer Büchse und Flinte mit. Kleinwild wird mit der Flinte – also mit Schrot – geschossen; aber alles, was auf Schalen schreitet, dem gebührt die Kugel. Nur ein Aasjäger würde da Schrot benutzen. Wie aufregend, wenn Papa schnell die Flinte ergriff, mit zwei Schritten aus dem niedrigen Jagdwagen heraus war und zum Beispiel einen Sperber, der hinter einer Taube her war, im Fluge schoß. Wir waren dann mucksstill – und wie bewunderte ich seine Treffsicherheit. Wie stolz war ich, wenn Wilhelm mir die Zügel gab, um das erlegte Wild zu holen. Nicht immer gelang es mir, die

unruhigen Rappen zu halten, und Papa mußte in die Zügel greifen, die stets mit ihren Enden am Bock befestigt waren, sodaß nichts passieren konnte. Dann wurde der schöne Raubvogel bewundert, und das Mitleid und das Unheimliche, das die Blutstropfen und die gebrochenen Augen bewirkten, dadurch ins rechte Licht gerückt, daß Papa sagte: „Wo Menschen in die Natur eingreifen, müssen sie auch für die rechte Ordnung sorgen. Nur in völlig unberührter Natur findet der Ausgleich in sich selber statt.“

Solche Worte meines Vaters sind mir unvergeßlich geblieben. Jetzt wäre es mir unerträglich, zu töten, muß ich allerdings sagen. Jedes zu seiner Zeit.

Am Mühlhner Teich in der Paulsremise stiegen wir aus, und es wurde abgeladen.

„Wilhelm, spannen Sie im Vorwerk aus und kommen Sie gleich wieder her. Es gibt hier zu tun.“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

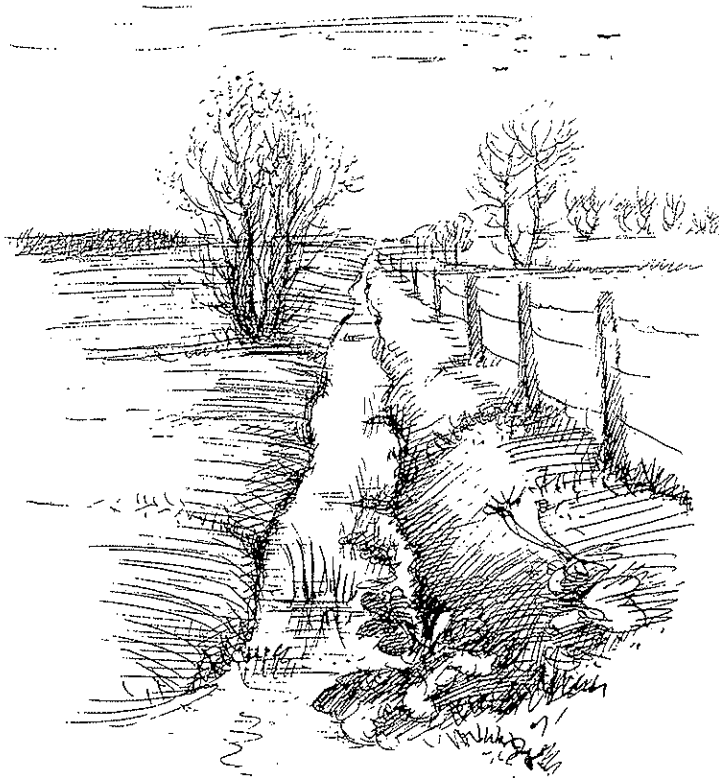
Ein Feuerloch sollte gegraben werden, Holz gesammelt und zerhackt oder zerbrochen, der Tisch und die Bänke gereinigt werden. Sie standen hier für die Jagdfrühstücke und waren aus ungehobelten Fichtenbrettern.

Unterdeß hatten sich die Jungens die Sandalen ausgezogen, die Hosen hochgekremgelt und wateten im Teich. Petermann mußte aber noch von Selma gehalten werden. Wenn sich ein Blutegel (richtig Pferdeegel), die es manchmal im Wasser gab, in ein Jungensbein festbiß, gab es ein Geschrei und Mama mußte dabei helfen, sich davon zu befreien. Deta war am liebsten bei ihr und ich – überglücklich – durfte mit Papa gehen, der erst das Vorwerk besichtigte und mit Vogt und Förster sprach. Dann wurde das Jungvieh auf den Koppeln besehen, und quer über die Wiesen und Gräben ging es zu den geheimnisvollsten Stellen, wohin man sonst nie kam, denn wegen der Kreuzottern war es verboten, hier allein zu gehen. Das sind ja bekanntlich giftige Schlangen.

„Ich sehe, du hast Stiefel an, sonst könnte ich dich nicht mitnehmen.“

„Ja Papa, ich habe schon die ganze Nacht daran gedacht.“

Dabei fällt mir mein allererstes bewußtes Erlebnis ein, an das ich mich zurückerinnern kann. Ich war knapp drei Jahre alt. Papa und Mama fuhren mit Hans-Guido und mir nach Mühlchen. Wir saßen alle auf der Rasenbank, die rund um die alte Eiche läuft. Wilhelm fuhr langsam auf und ab, und dann ging Papa, uns an den Händen führend über den Försterteich, um nach dem jenseitigen Felde zu sehen. Als wir an einen Graben kamen, nahm er Bubi, der ein Jahr und zehn Tage älter ist als



ich, und setzte ihn mit einem Schwung an die andere Seite. Der Junge gewann aber keinen Halt, sondern stürzte mit dem Kopf zuerst ins Wasser, sodaß nur noch die Beine zu sehen waren. Papa packte die sofort und zog Hans-Guido heraus. Aber ich fing furchtbar an zu schreien vor Schreck darüber, was meinem geliebten Bruder zustieß und andererseits, weil ich Angst hatte, daß es nun mit mir auch so gemacht würde, weil es zum Überqueren des Grabens gehört. Als kleines Kind, dem die Welt erst begegnet, und die einem sowieso seltsam genug erscheint, hat man noch gar keine Beurteilungsmöglichkeit. Ich beruhigte mich erst, als Mama herbeieilte und ich sah, wie sorgsam der arme Bubi von Schlamm und nassen Sachen befreit wurde und in eine Decke gewickelt auf Mamas Schoß landete. Das war nun schon lange her, – fünf Jahre – und ich mußte über meine Dummheit damals lachen.

Als wir zum Teich zurückkehrten, war der Inspektor gekommen, um meinem Vater zu berichten und seine Anordnungen entgegenzunehmen. Er band sein Pferd fest an den Zaun, und unbeobachtet von den ins Gespräch Vertieften kletterte ich hinauf und erstieg den Pferde Rücken, der meinen Kopf weit überragte, löste die Zügel, und schon setzte sich das riesige Wesen in einen munteren Trab nach dem Mühlchner Hof, um sich sein Mittagmahl zu holen. Voller Schreck sahen nun alle – aufmerksam geworden – hinter uns Davoneilenden her; denn daß ich nicht herunterfiel, war wirklich ein Wunder.

„Elisabeth, was fiel dir eigentlich ein“, bekam ich dann auch mit einem strengen Verweis von Papa zu hören. „Wie leicht hättest du runterfallen können von dem Riesenvieh und dir etwas brechen.“

„Es ist mir gar nicht eingefallen, daß ich Angst haben könnte, Papa“, sagte ich zaghaft.

Papas Antwort ist unvergessen, nun in versöhnlichem Tone: „Das ist der Grund, weshalb du nicht runtergefallen bist.“

Dieser Ritt hatte später seine Folgen!

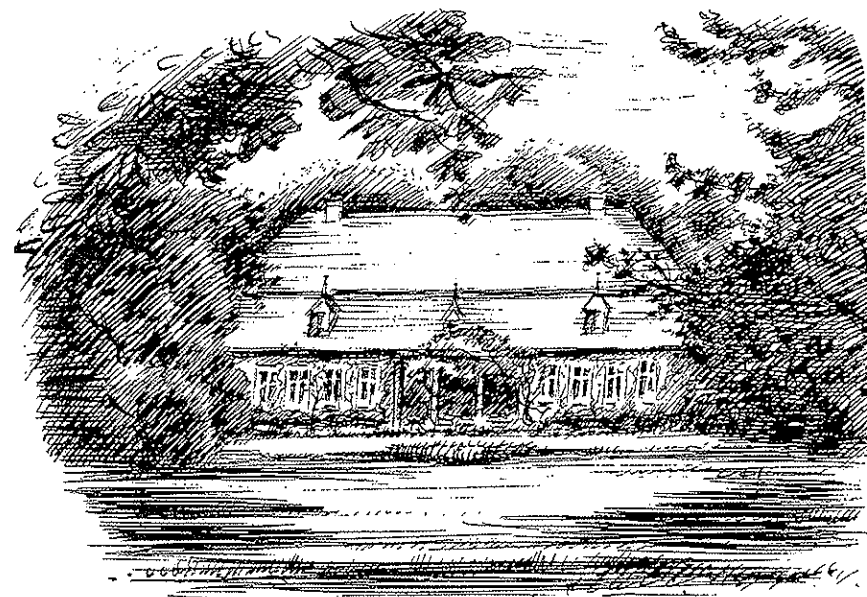
Unterdeß war es Mittag geworden. Das Vieh kam von allen Seiten zur Tränke im Teich und wühlte den Schlamm auf. Ich mochte es gern ansehen, wie die Tiere ins Wasser patschen und saufen.

Wilhelm hatte Feuer gemacht und „Sammelchen“, wie wir unsere Selma zärtlich nannten, die Essenstöpfe zum Wärmen hingestellt. Nie schmeckt es so gut wie im Walde. Wie schön, daß Selma und

Wilhelm, die uns natürlich bedienten, nun mit am selben Tische saßen. Ich hatte von klein auf die Tendenz, alte Schranken zu durchbrechen, wurde aber immer wieder von den Leuten selber belehrt, daß die alte Ordnung nicht verletzt werden dürfe, und sie sich gerade dabei wohlfühlten. Und doch mußte die Entwicklung Schritt für Schritt vorwärts gehen.

Hier im Walde, wo alles sich frei gestaltete, und wir zu unserer Wonne mit unseren Taschenmessern und selbst geschnitzten Holzstäbchen anstatt Gabeln essen durften, war das etwas anderes. Alle waren glücklich. Nur Jost, der wieder etwas Dummes ausgeheckt und einen Anranzer bekommen hatte, saß grollend dabei. Dann nahm sich jeder eine Decke und legte sich an ein Plätzchen, das ihm gefiel, zum Mittagsschläfchen nieder. Für Mama war eine Hängematte mitgenommen worden. Aber Papa hatte verkündet, die Koppeln seien voll von Champignons, die bestimmt alle Körbe füllen würden. So durfte der Mittagsschlaf nicht zu lang ausgedehnt werden, wenn wir dann noch baden wollten.

Der ganze Tag war mit den schönsten Ereignissen ausgefüllt, und alle Kinder lagen schließlich erlebnismüde und glücklich in ihren Betten, nachdem sie gründlich abgeduscht worden waren von den Schlammresten des geliebten Mühlchener Teiches.



III

Das Haus

Die Umwandlung von Starkmut und Tapferkeit
ergibt dann dasjenige, was echte Liebe ist.

Rüdolf Steiner

Nun muß ich von dem Mittelpunkt sprechen, dem Kleinod, „wofür das alles so wohlgestaltet gebreitet liegt“: Das Haus!

Ein so schön gestaltetes Haus habe ich nie wieder gesehen. Das lag nicht nur an der Harmonie seiner Maße bis in jeden Raum hinein, sondern auch an seiner edlen Schlichtheit. Es war ganz und gar von ländlichen Handwerkern erbaut, Hölzer, Ziegel, Steine, Lehm, Sand waren dem eigenen Boden entnommen. Man konnte überall die Arbeit von Menschenhand gewahren, und es war nicht alles abgezirkelt, sondern eher in schönem Gleichmaß gewachsen.

So glaube ich, daß es nicht nur Lokalpatriotismus ist, wenn ich ausspreche: Was ich an Schönheits- und Maßgefühl in mir trage, das verdankt seine Entwicklung dem Hause.

Die ganze Länge des Hauses, die nur 26 Meter betrug, war eine Zimmerflucht – mit Flügeltüren verbunden. Ein kleiner Saal erfüllte die ganze Breite nach Osten. Daneben lag die Jagdstube meines Vaters mit den Jagdtrophäen und den so geliebten und interessanten Jagdbildern, zum Teil von Oma kopiert. Eins fand ich besonders aufregend: Am Ufer eines Waldsees steht ein schreiender Hirsch, und sein Nebenbuhler stürzt sich am anderen Ufer in die Fluten, um herüberzuschwimmen. Ein großer Bücherschrank erfüllte eine ganze Wand.

Dann – an der anderen Seite kam die Eßstube mit alten Eichendielen. An den Wänden hing Porzellan mit Rosenmuster aus der königlichen Manufaktur, ein Geschenk Friedrichs des Großen an unseren Vorfahren. Die Mittelstube für die Allgemeinheit und meiner Mutter Zimmer schlossen sich an. Oben waren die Schlaf- und Gaststuben.

Vom sogenannten Entree muß ich aber noch sprechen. Es war ein recht großer Raum, in dem die geschwungene Holzterrasse nach oben führte. Mit braunem Holz getäfelt war er und hatte eine eingebaute Truhentbank, in der die vielen Decken und Fußsäcke verwahrt wurden. In einem großen Wandschrank hingen seit Urväterzeiten Mäntel und im Winter Pelze aller Art und Größe, die niemandem speziell gehörten. Sie wurden zum Ausfahren benutzt, wie es gerade am geeignetsten war. Auch unzählige Stöcke in jeder Größe gab es da, denn niemand wäre auf die Idee gekommen, ohne Stock spazieren zu gehen – sogar schon die kleinen Kinder. Der meines Vaters hatte einen schmalen Spaten unten am Ende. Da gab es auch noch einen Stock mit einem Bandmaß darin und einen mit einer dünnen Säge, die man herausklappen konnte. Das Geheimnisvollste aber war ein ganz gewöhnlich aussehender Stock, der ein Stilett verborgen in sich trug! Aus welchen unruhigen Zeiten mochte der wohl stammen? Fast die ganze Längswand des Entrees wurde von zwei alten, dunkel gewordenen Ölbildern eingenommen. Das eine stellte Priester dar, den Flug der Vögel beobachtend. Undeutlich konnte man nur noch auf dem anderen Gestalten in hellen

Gewändern erkennen, ein Tieropfer vollziehend. Ich saß manches Mal oben auf den Treppenstufen und schaute durch die Erntekronen hindurch auf diese geheimnisvollen Bilder.

Ein großer Teil des Lebens spielte sich vom zeitigen Frühjahr bis zu den letzten sonnigen Tagen des Herbstes auf der großen Holzveranda ab. Durch ihre Südlage und den Schutz der Gartenbäume und Gebüsch war sie sehr warm. Die Glyzinie, die sie überrankte, mußte wohl auch aus der Zeit der besonderen Gartenanlagen stammen, denn sie hatte armdicke gewundene Äste. Die zwei großen Sitzplätze gaben Raum für alles. Der eine war mehr für Arbeit und Kinder, während der andere mit bequemen Korbsesseln der Geselligkeit diente. Die fünf breiten Holzstufen in der Mitte, die zum Hause hinaufführten, waren als Sitze besonders beliebt.

Hingegen bot der Terrassenplatz immer Kühle, auch in den heißesten Stunden, denn er lag im Schatten des Hauses und unter dem ausgebreiteten Zelt Dach der alten Kastanien. Die Steinplatten, die nie der Sonne ausgesetzt waren, kühlten auch. Aber stets brachte ein feines Lüftchen den Blütenhauch der Südseite herüber.

Das Haus war nicht groß für ein Gutshaus, und die vierzehn Stuben reichten oft nicht aus, wenn viele Sommergäste kamen. Meine Eltern nahmen gern Verwandte und Bekannte auf, die einen Landaufenthalt brauchten und ihn sich nicht recht leisten konnten. Dann wurden wir Kinder zusammengeschachtelt, um noch für jemand Platz zu schaffen. Das fanden wir selbstverständlich. Wenig erfreulich erschienen uns aber die Erziehungsversuche mancher Tanten. Das wird sehr zutreffend beleuchtet mit der Frage eines Kindes beim Mittagessen: „Mutter, kommt Bisuch auch in Himmel?“

Als ich einmal meiner Mutter half, in der „Belle vue“ genannten Stube letzte Hand für einen erwarteten Gast anzulegen, entfuhr es mir plötzlich: „Nicht wahr, Mama, dies ist doch die älteste Stube hier oben?“ Im Moment des Aussprechens wurde mir die Sinnlosigkeit bewußt, denn es kann doch in einer so einheitlichen Architektur nicht ein Zimmer älter sein als die anderen. Aber Mama sah mich verwundert an und antwortete: „Du hast recht. Als ich als junge Frau hier

einzog, waren alles andere nur Bodenkammern. Wir haben erst eine Stube nach der anderen ausgebaut.“ So verbunden war ich mit dem ahnungserfüllten Ort, daß ich spürte, was da gelebt war. Auch draußen ist es mir so ergangen. Ich erzähle nur noch eines: Öfter, wenn ich das Haus nicht vor mir hatte – aber intensiv daran dachte, sodaß es mir deutlich vor Augen stand, erblickte ich am Ostgiebel, wo in Wirklichkeit alte Fichten wuchsen, Pappeln. Aber niemand wußte etwas davon, so sehr ich auch fragte. In den zwanziger Jahren erbten wir von einem entfernten Verwandten unter anderem einige Bücher. In einem lag ein alter Stich unseres Hauses – und es standen da Pappeln.

Ich glaube, es bleibt mir nichts anderes übrig, als eines doch noch zu erzählen:

„War hier nicht früher ein Teich, Papa?“

Wir gingen an einem sehr großen Felde in der Nähe des Hofes vorbei. „Wie kommst du darauf, Kindel? Es ist doch gar kein Unterschied mehr im Sturzacker an der Stelle zu sehen.“ – „Wenn ich die Augen ein bißchen zumache, ist da aber Wasser.“ – „Ja, es wurde immer weniger und fing an zu riechen. Die Pferde konnte man dort nicht mehr in die Schwemme reiten. Da ließ ich ihn zuschütten. Aber das war, ehe du geboren warst.“

„Vielleicht habe ich vom Himmel zugesehen“, sagte ich ganz glücklich, denn Mama hatte mir erzählt, daß die Engel die Kinder vom Himmel bringen.

Die Mauern des Hauses waren so dick, daß eine Bank in der Fensternische stehen konnte. Alte große Kachelöfen, zum Teil mit Kaminen kombiniert, die mit Holzkloben geheizt wurden, verbreiteten Wärme und Behaglichkeit. Im Kriege waren sie oft unsere einzige Beleuchtung, da wir noch keinen elektrischen Strom hatten, und das wenige Petroleum für Ställe und Küche gebraucht wurde. Wurzelholz fiel genügend im Walde an. Aber eisig und zugig waren im Winter die Flure und verlangten eine starke Reaktionsfähigkeit des Körpers.

Die Wirtschaftsräume waren ebenerdig angebaut und führten bis zu den Pferdeställen hin.



Durch und durch von Geheimnissen durchdrungen war das Haus. Die Fundamente bestanden aus Ziegeln, wie sie im 16. Jahrhundert hergestellt wurden und aus Feldsteinen von etwa drei Meter Durchmesser.

Die tiefen, dunklen Keller hatten Türen, die über die Grundmauern

unseres Hauses hinausführen würden und zugemauert waren. Es muß also früher ein größeres Gebäude da gestanden haben. Wie geheimnisvoll, sich auszumalen, was da einmal geschehen sein mag. – Aber nein, – wozu ausmalen? Die alten Mauern erzählen mehr als man fassen kann, so auch das alte Eisenzeug an den Gewölben und in den Winkeln, wenn ich mit meinem Laternchen dort hinuntersteige, um das Herz des Hauses klopfen zu hören.

Niemand geht hier. So bleiben die alten Stimmen und locken und locken, bis ich entdecke, was da im Winkel liegt, von dickem Staub und Moder bedeckt: Ein Schwert!

Ich stürme in die Jagdstube: „Papa! Papa! Sieh doch nur!“ „Was ist denn los, mein Kind? Reiß nicht gleich die ganze Türklinke ab“, sagt er lachend. Da lege ich das Schwert vor ihm auf den Schreibtisch, falle ihm stürmisch um den Hals und bin vor Aufregung den Tränen nahe.

Nun sitze ich auf seinem Schoß, was sehr selten vorkommt, und wir bewundern und bestaunen den Fund. „Wo hast du es denn gefunden? Das ist ja ein richtiges, echtes Schwert, wie es noch in den Freiheitskriegen gebraucht wurde!“ Ich erzähle es ihm, und wir versuchen vergebens, es aus seiner Lederscheide zu ziehen.

„Sieh nur, was wir für Hände bekommen haben; und wie sieht mein Schreibtisch aus, auf dem ich doch gleich eine Trauung vollziehen muß.“

Da schlägt auch schon die Hausuhr, und man hört Schritte im Entree. „Laß mich jetzt allein, Elisabeth! Später kannst du wiederkommen.“ Ich ergreife meinen Schatz und verschwinde in den Saal, während an der anderen Tür schon geklopft wird.

Papa war Amtsvorsteher – natürlich ehrenamtlich – und hatte alle standesamtlichen Geschäfte zu vollziehen. Das war manchmal höchst originell. Da gab es Leute, die ihren Namen nicht schreiben konnten. Die machten +++ auf das Dokument. Da war die Naturalisierung eines Galiziers, der bei uns arbeitete und nun Deutscher werden wollte, wozu er sich den „seltenen“ Namen Müller wählte.

Mir war ganz feierlich zu Mute, als ich jetzt durch den Saal ging, mein Schwert in beiden Händen waagrecht vor mir hertragend. Die sechs hohen Fenster hatten keine Gardinen, sondern schwarze Holztafelung auf weiß getünchter Wand. Die Fensterläden lehnten in der Dicke der Mauer.

Ich ging langsam – ganz langsam – an den zwei Südfenstern vorbei, die von Weinreben umrankt waren, an den Sonnenaufgangsfenstern mit den alten Fichten, an den beiden Nordfenstern, zu denen die zweihundertjährigen Kastanien hereinschauten. – – – „Freiheitskriege“ hatte mein Vater gesagt. Das sind jetzt fast hundert Jahre her. Da schauten also schon die hundertjährigen Kastanien hier herein. Groß-Marchwitz war damals noch nicht in unserem Familienbesitz, sondern gehörte den Herren vom Schwanenvlies, wie Papa mir erzählt hatte.

Vor dem großen weißen Kamin an der Westwand zögere ich. Hat er hier gegessen, er, der das Schwert trug, als sie heimkehrten vom Kampfe? So sah der Saal aus, so schlicht und feierlich.

Kennt das Haus das Schwertgeheimnis? Und hütete es so lange in seinen Tiefen für sein nachgeborenes Kind?

Ich fahre mir mit der Hand über die Augen – – – langsam steigt Erinnerung an früheste Kindheit in mir auf – – – ich stehe in der Kinderstube an dem braunen Kachelofen, so klein, daß ich nur von unten die verschlungenen Gewinde auf dem Majolika-Waschbecken unseres Kindermädchens sehen kann, und in dem Augenblicke fährt es plötzlich durch mich hindurch mit Blitzesgewalt: Ich habe ein sehr schweres Leben vor mir. – – – Aber ich habe Mut genug!

Jetzt, da ich das Schwert in Händen halte, fange ich an, den Sinn der dunklen Worte, die wie in einem Schrein in mir ruhten, zu erraten. Papas Ausspruch: „Nicht nur Männer können tapfer sein. Es sind manchmal gerade die Frauen, die am meisten Mut und Tapferkeit aufbringen“, klingt mir nun plötzlich auch wie das Wissen um das Schwertgeheimnis! Und was er vom Schwanenvlies sagte? Ich konnte es nicht ganz verstehen. Aber es muß dazugehören – – – Rätsel über Rätsel – – – Sehen das Unsichtbare?? – – –

Noch einmal fahre ich mit der Hand über die Augen und husche durch die offenen Flügeltüren durch Mamas Stube ins Mittelzimmer. Wohin soll ich mich wenden, um allein zu bleiben mit meinem Fund und meinen Gedanken? Das Mittelzimmer hat vier Flügeltüren nach den vier Himmelsrichtungen. Gegenüber geht es in die Eßstube, da ist vielleicht der Diener beschäftigt. Die Nordtür unter dem Portal, die auf

die Terrasse führt, scheint nicht das Richtige zu sein. Ich wende mich also nach Süden ins Entree, wo die Ährenkronen hängen vom Erntefest und stürme die Treppe hinauf, um die Kinderzimmer zu erreichen. Aber da sind die Geschwister, und ich muß fürchten, daß die Jungen mir mein Heiligtum entreißen werden.

Also auf den Boden!

Wollte man unauffindbar sein, so war hier – außer im „Menschennest“ auf der höchsten Fichte im Garten – der geeignete Ort. Die steile Bodentreppe aus Kiefernbohlen, schon ganz ausgetreten von vielen eifrigen Füßen, springe ich hinauf und verschwinde in meinem alten Versteck.

Der Boden, der die ganze Weite des Hauses in einem Raum überspannte, erregte schon immer mein Interesse. Da ist das riesige Räderwerk der Hausuhr offen zu beobachten und ihr seltsames Gebrumm und Geticke zu hören. Da sind die beiden Schornsteine, so dick wie kleine Stuben, sogar mit Türen, die da sind, um das Räucherwerk hinein zu hängen, solange man mit Holz heizte. Da plätschert das Wasser in den großen Behälter der Wasserleitung, wenn der alte Kardasch „plumpt“. Und wenn er nicht aufpaßt, läuft das Wasser über, und es regnet im Kinderzimmer. (Das kommt immer wieder einmal vor.) Das Wasser kommt aus einem tiefen Brunnen und ist so gut wie eine Heilquelle – eisenhaltig.

Zum Trinken wurde es immer direkt vom Brunnen geholt. Als ich einmal gefragt wurde, was mein liebstes Getränk wäre, rief ich: „Groß-Marchwitzer Brunnenwasser!“

Es ist die einzige Wasserleitung. Sie wird mit der Hand betrieben. Erst mein Vater hat sie angelegt, um ein Badezimmer haben zu können. Meine Großeltern gingen noch in die Brennerei zum Baden. Sie hatten auch nur ein Kind.

Man langweilte sich nie, wenn man da hinter den Kisten auf dem Rücken lag und das wunderbare Gebälk über sich betrachtete, wo jeder Beilieb seine besonderen Spuren hinterlassen hatte.

Auf dem Boden waren Sachen aus Urväterzeiten, die uns im Kriege dann beste Dienste leisteten. So entdeckte ich eine große Kiste mit Wollrips-Vorhängen in dunkelrot und dunkelgrün, von denen nun alle Hofkinder Kleider bekommen konnten. Ich bekam einen geteilten Reitrock aus einem schwarzen Militärmantel, den mein Großvater im 1870-er-Krieg getragen hatte.

Als ich noch recht klein war, stand ich dabei, als meine Mutter in einer Kiste kramte und ein Stückchen handgesponnener und handgewebter weißer dünner Leinwand fand. (Bei uns wurde damals nirgends mehr gesponnen und gewebt.) Ich bat sie innigst, es mir zu schenken, verriet aber nicht, daß ich aus dem Märchen wußte, wie man Hemdchen für neugeborene Kinder aus solcher Leinwand machen muß. Ich habe sie all die Jahre in meinem Puppenschrank gehütet, bis ich wirklich ein Hemdchen für meinen Sohn Georg daraus nähen konnte!

Der wunderbarste Fund aber war ein altes Märchenbuch! Es fängt gleich mit brüllenden Löwen an, weil die ersten Blätter fehlen; aber das tut der Schönheit der nun von Kindern und Enkeln so geliebten Geschichten keinen Abbruch – und auch nicht den zarten bunten Lithographien aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

--- Ja, wollte ich unauffindbar sein, so war hier der geeignete Ort. Ich atme auf und muß mich – nun in Sicherheit --- erst einmal wieder beruhigen. Der Fund, den ich hier in Händen halte, geht weit über alles andere!

Nun werden die Schwertscheide und das Heft mit Sorgfalt gereinigt. Das Schwert selber kann ich ja noch gar nicht sehen. Unermüdlichem Bemühen aber gelingt es endlich doch, es aus der Scheide zu ziehen. Es ist nur wenig verrostet, mit einigen dunklen Flecken.

--- Ich weiß, daß ich „früher“ ein Schwert geschwungen habe – in uralten Zeiten ---

Etwa dreißig Jahre später: Meine Tochter – wohl fünf Jahre alt – sieht das Schwert, das immer über meinem Schreibtisch hängt, und nun einmal zum Reinigen auf der Marchwitzer Eichentruhe liegt -- wenn auch in der Fremde.

„Darf ich es sehen, Mutti?“

Ich ziehe es aus der Scheide und zeige es ihr. Sie ergreift es mit ihren kleinen Händchen, betrachtet es, hält es vorsichtig waagrecht vor sich hin ---- wie verzaubert -----

Vorher hatte es jahrelang über dem Kinderbettchen meines Sohnes gehangen.

Aus der Ahnung des Schwertgeheimnisses konnte ich ihm sagen: „Sieh einmal, früher haben wir mit Schwertern gekämpft, um unseren Mut und unsere Tapferkeit zu stählen. Jetzt wollen wir sie in unserem Herzen tragen und wollen sie da gebrauchen, wenn wir in Versuchung kommen, zu lügen oder wehleidig zu sein oder trotzig. Du brauchst nur das alte tapfere Schwert anzusehen und du bist stark zum Guten!“

Das alte Schwert ist 1945 in Schlesien geblieben, auf die Flucht konnte ich es nicht mitnehmen. Aber das alte Märchenbuch ging mit!

Im Laufe meines Lebens habe ich immer wieder beobachten können, wie Kinder das Erinnern eines früheren Erdenlebens mit auf die Erde bringen. Im dritten bis vierten Lebensjahr wird es ihnen bewußt, und mit vier Jahren etwa sind sie in der Lage, dies auszusprechen. Später wird es von dem jetzigen Leben übertönt. Das alles ist aber nur dann möglich, wenn sie in einer Umgebung aufwachsen können, die ihnen gemäß, und wo der Anprall der Außenwelt nicht zu stark und geistfremd ist. Wo ist das heute noch zu finden?

In Groß-Marchwitz war es noch der Fall – ja sogar noch mehr! Die verborgenen Geheimnisse, die überall hindurchschimmerten, waren die Atmosphäre, in der die Kinderseele gedeiht. Als mein Sohn in den geschilderten Jahren lebte, war mein Kinderwissen vergangen. Niemand sprach mehr von solchen Dingen – aber das Kind erlebte sie.

Er saß auf seinem hohen Kinderstühlchen im Esszimmer, und ich band ihm die Serviette um. Da wandte er sich zu mir und schaute mich mit seinen ernst-forschenden braunen Augen an: „Früher als ich groß war

und du klein warst, Mutti, habe ich dir da die Serviette umgebunden?“ Später nach dem Tode von Hans-Guido 1924 – also mit vier Jahren – fragte er plötzlich: „Mutter, wie sprechen tote Menschen?“ Ich war sehr beeindruckt von dem Ernst der Frage, und da ich nichts Gültiges zu antworten wußte, schwieg ich überlegend. Da schaute er sinnend in die Ferne und fuhr fort: „Früher, als ich groß war, da habe ich sie sprechen hören“ – und dann mit jubeinder Stimme: – „Da können sie ja nicht tot sein!“

Ja, das Haus ist voll von Geheimnissen und alten Geschichten! Der Duft und Atem des Gartens strömt herein, und er umkränzt und umhüllt es mit seinen Rosen, Blumen und Bäumen und zwei uralten Buchengängen.

Ja, das Haus schützt seine Kinder. Menschen, die ein so natürliches Leben führen, spüren besonders die Hilfe der Schutzengel, die hier walten. Ich will eine Geschichte erzählen, die es offenbar macht: In Namslau sollte ein großes Kinderfest gefeiert werden. Mein Vater war gerade verreist. Meine Mutter wollte uns die Freude machen, mit uns zu dem Feste zu fahren. Nur Hubertus, der erst ein Jahr alt war, lag oben im Kinderzimmer und schlief. Nach einer halben Stunde sollte jemand zu ihm gehen und ihn aufnehmen. Als wir alle schon in den Wagen gestiegen waren und eben losgefahren werden sollte, rief Mama: „Halt, ich muß noch einmal nach dem Kinde sehen.“ Alle wunderten sich, denn sie war gerade bei ihm gewesen. Kurz darauf kam sie mit dem kleinen Hubertus auf dem Arm die Treppe heruntergestürzt und rief: „Feuer! Feuer!“ Wenig später wäre das Kind im Schlaf erstickt, denn das Zimmer war schon so voll Rauch, daß Mama kaum noch zum Fenster gelangen konnte, um es aufzureißen.

In Windeseile traf sie Anordnungen: Hans-Guido sollte die Pferde halten, wir standen mit dem strikten Befehl, uns nicht wegzurühren, um Hubertus herum, der in eine Decke gewickelt auf den Rasen gelegt worden war. Alle Erwachsenen rannten so schnell als möglich, um das Feuer zu löschen, was mit großer Anstrengung gelang. Einige verbrannten sich die Hände. Man mußte nämlich mit bloßen Händen die brennenden Kleider herunterreißen, damit die pulvertrockenen Dachbalken und Sparren nicht anfangen zu brennen. Dann wäre wohl keine Rettung mehr gewesen. Hans-Guido und Deta hatten mit einer Kerze in den Wandschrank geleuchtet, obwohl es verboten war, um ihre guten



Kleider zu holen. Dadurch war ein Schweißbrand entstanden. Als Papa zurückkam, erhielten sie keine Strafe. Sie waren durch die Ereignisse gestraft genug. Er sagte nur: „Die Polizei ist hier gewesen, um nach der Ursache des Brandes zu fragen.“ Das erschütterte sie zutiefst.

Das Haus brauchte keinen Blitzableiter, denn die vielen hohen Bäume schützten es. Wir hatten manchmal furchtbar schwere Gewitter, aber wir wußten: Ins Haus schlägt es nicht ein, auch wenn krachend ein Baum im Garten getroffen wurde. Papa rief uns auf die Veranda und stellte die interessantesten Beobachtungen auf der Treppe sitzend mit uns an. War es nachts, so zogen sich die Eltern immer an – es könnte im Hof oder im Dorf einschlagen und Hilfe nötig werden oder das Vieh unruhig werden.

Das Gutshaus war der Ort, zu dem sich jeder flüchtete, der in Not oder Schwierigkeiten geraten war. Wieviele Menschen mögen hilfeschend an die Tür des „gnä' Herrn“ geklopft haben, und ich bezweifle, daß es einen gab, der keine Hilfe fand – sicherlich aber – wenn verdient – nach einer gehörigen Abreibung.

Meine Mutter ging zu allen Kranken ohne Furcht vor Ansteckung. Ich wurde sehr bald mitgenommen und lernte, wie man mit Hausmitteln und Homöopathie helfen kann. Der Arzt war weit, und eine Gemeindegewesener gab es noch nicht. Für jedes Neugeborene machte meine Mutter ein Wäschepaket zurecht und schickte der Wöchnerin täglich eine kräftige Suppe. Wie oft sah ich unser Küchenmädchen um die Mittagszeit mit einem Deckelkorb über den Hof gehen. Auch die vielen Wunden, die in der Landwirtschaft vorkommen, wurden erfolgreich behandelt. Diese Erfahrung ist mir später in Afrika sehr zustatten gekommen.

Von meinem Großvater wurde erzählt, daß er jedem, der mit der Klage über Schmerzen kam, erst einmal einen Eßlöffel Rizinusöl verabfolgte, auch wenn er eine Wunde am Finger hatte. Es heile dann alles besser. Als die Cholera im Dorfe wütete, heilte er viele Leute mit Weintraubenkuren. Weintrauben gedeihen kaum in unserem Klima. Aber die von Gartenbäumen geschützte und gesegnete Südseite unseres Hauses war ganz voll mit Weinspalier. Da gab es viel zu ernten, und es wuchsen auch edle Trauben in unserem Gewächshaus. Noch zu meiner Zeit hieß ein kleines abseits stehendes Haus das Cholerahaus. Das hatte mein Großvater schnell errichtet, um der Seuche Herr zu werden.

Das Dorf

Es zog sich entlang der Straße mit breitem Dorfanger und vier Teichen. Kastanienbäume säumten den Fußweg. Wohl 25 Bauernhöfe waren es und einige Stellenbesitzer, wie man die kleinen Wirtschaften nannte, die allein nicht existenzfähig waren. Aber die Leute verdienten bei uns im Forst ihren Unterhalt.

Alle Häuser waren aus roten Ziegeln erbaut und massiv gedeckt, bis auf eins aus Fachwerk mit Strohdach. Auf meine Frage, warum das so wäre, erzählte mein Vater, daß ein furchtbarer Brand das Dorf verheert habe. Es sei gerade eine solche Dürre gewesen, daß alle Teiche ausgetrocknet waren, und die Brunnen kaum noch Wasser gaben.

So mangelte es an Löschwasser, und die Fachwerkhäuser mit Strohdächern brannten wie Zunder herunter. Das Vieh hatte man zum größten Teil auf die Felder treiben können. Aber furchtbar war es, wie manche Tiere immer wieder in die brennenden Ställe zurückdrängten, um Schutz zu suchen – ganz instinktos vor Angst. Tauben und andere Vögel konnte man mit brennenden Flügeln ihre Nester umkreisen sehen. Ein erschütternder Anblick! Menschen sind nicht zu Schaden gekommen, da ja alle zu ebener Erde wohnten, und das Feuer am Tage ausbrach. Nur das Gutshaus wurde vom Feuer verschont, weil es in dem großen Garten stand, und das eine kleine Haus, „weil darin eine Hexe wohnte, die es besprochen hatte und mit Osterwasser besprengt“, erzählten die Leute. So einen Aberglauben gab es also auch noch. An unserem Eßzimmer konnte ich noch Fensterscheiben sehen, die von der Hitze etwas gebogen und farbig angelaufen waren.

Da sind alle Obdachlosen im Gutshaus aufgenommen worden, soweit sie keine Verwandten in der Nachbarschaft hatten. So etwas war bei uns im Osten noch selbstverständlich. Materialistische Gesinnung kannte man nicht. Die Menschen galten mehr als die Sachen, die verdorben werden konnten. Ach, wenn es doch 1945 in ganz Deutschland noch so gewesen wäre!

Mit Regierungshilfe wurde das Dorf wieder aufgebaut. Zum Einweihungstag Peter und Paul (29. Juni) stifteten die Nachbardörfer zwei Glocken für den neuen hölzernen Glockenturm, aus Stämmen unseres

Waldes erbaut. Es stand das Ereignis auf den Glocken mit den Glockennamen: „Peter Paul“ und „Elisabeth“; letzterer nach meiner Großmutter, die so segensreich geholfen hatte und wohl auch nach dem Elisabeth-Tage.

Im ersten Weltkrieg mußten alle Glocken abgegeben und eingeschmolzen werden. Nach Kriegsschluß entdeckte ein Mann aus unserem Dorfe zufällig in einem Lagerhof in Leipzig unsere Glocken. Sie waren noch unversehrt und ihrer Inschriften wegen bis zuletzt zurückgestellt worden. So konnten wir sie wiederbekommen, und sie läuteten zu meiner Hochzeit im Dezember 1919 zum ersten Male wieder!

Als ich später mit meinem vierjährigen Söhnchen den Glockenturm erstieg, ihm die Geschichte erzählte und die Inschriften der Glocken vorlas, berichtete er dann bei Tisch ganz begeistert davon: „... und eine heißt Peter Paul und die andere heißt Mutter.“

In Schlesien läutet man die Glocken – außer zu besonderen Anlässen – beim Untergang der Sonne, beim wirklichen örtlichen Untergang.

Das ist die Geschichte der Glocken, die vier Generationen mit ihrem Klange begleiteten.

Die Vögel

Ich habe schon erzählt, daß Papa jede Vogelstimme kannte. So wird man sich unschwer vorstellen können, daß er auch ein Heger der Vögel war, der wußte, daß wir ihnen nicht nur den Gesang und das muntere Leben im Garten verdanken, sondern auch die Vertilgung der schädlichen Insekten. Unzählige Nistkästen waren aufgehängt – auch im Walde – vor allem bei Waidmannsruh. Katzen, die Nester ausraubten oder Singvögel rissen, wurden erbarmungslos abgeschossen. Auch die Zahl der Schwarzdrosseln wurde klein gehalten wegen der Nachtigallen, die sich wegziehen, wenn diese Unruhestifter überhand nehmen. Nie wurde etwas vertilgt, auch nicht das Raubzeug, nur das richtige Gleichgewicht hergestellt. So auch bei den Eulen und Käuzchen, deren Rufe so recht zum Einschlafen gehörten und oft mit dem Horn des Nachtwächters zusammenklangen.

Von dem Nachtwächter, den man ja unbedingt da brauchte, wo so viel Vieh stand, muß ich erzählen, denn er war ein Original. Klein, verhuzelt, aber mit Bärenkräften. Er hieß immer der „alte“ Kardasch, obwohl er jünger war als mein Vater. Hunde waren für ihn eine Delikatesse. Sie konnten ruhig eingegangen sein, das machte nichts. Ich entsinne mich, wie Papa erzählte, der Kardasch habe nachts den verendeten Hund, den er im Gebüsch eingraben und mit Kalk bestreuen ließ, wieder ausgegraben und gegessen. Der Kardasch hatte das Wasser zu pumpen, das Heu für die Pferde knechte zu bündeln und das Holz für uns zu hacken neben dem Nachtwächteramt. Immer wenn die Hausuhr schlug, sollte er eben so viele Male in sein Horn blasen, damit Papa merkte, daß er wache. Mein Vater stellte aber folgendes fest: Der Kardasch hatte seinen kleinen Terrier so abgerichtet, daß er ihn am Ärmel zog, sowie die Hausuhr schlug. So konnte er in aller Gemütsruhe im Stall auf einer Strohschütte schlafen. Zum Trost kann man sich sagen, daß er ihn wohl auch geweckt hätte, falls Feuer ausgebrochen wäre, oder eine Kuh anfang zu kalben, oder sonst ein Tier unruhig wurde.

Wenn man nachts aufwachte, war es ein urheimeliges Gefühl, in der lautlosen Stille die schlürfenden Schritte vor dem Fenster zu hören, den Lichtschein der Laterne an der Zimmerdecke huschen zu sehen, um dann vom dunklen vollen Laut des Nachtwächterhorns und der Eulenrufe wieder eingeschlafert zu werden. Man stellte sich vor, wie der Nachtwächter da in seinem uralten Pelz mit den daraufgenähten seltsamen Figuren und der Hellebarde in der Hand vorbeiwandelte. Wenn jemand Futter stahl, war er immer gerade an der anderen Seite gewesen. Aber das gehörte nun einmal dazu.

Noch etwas von Bäumen

In unserem Garten wuchsen die herrlichsten Bäume, wie ich sie jetzt zum Teil auf der Mainau wiedergefunden habe. Für unsere Gegend waren es ganz seltene, die aber durch den geschützten Raum, die liebevolle Pflege und die alte Kultur des warmen Bodens zu wunderschönen Individualitäten gediehen waren.

War auch der Garten nach besonderen geheimnisvollen Gesichtspunkten angelegt worden von den Herren vom Schwanenvlies? Etwas ganz besonderes mußte da vorliegen!

Da gab es drei dicke alte Platanen. Auf der einen hatten wir den ganzen Sommer über unsere Spiel- und Schularbeiten- „Wohnung“. Dafür hatten wir eine kleine grüne Leiter als Treppe bekommen, natürlich vom Stellmacher und Schmied angefertigt, die wir auch zu anderen Bäumen tragen konnten. Dann gab es mächtige Edelkastanien, die allerdings nur winzig kleine Früchte brachten, unbrauchbar für den Tisch, aber für Eichhörnchen, Kinder und Eichelhäher gerade recht. Auch Gingko biloba und Hickory gab es und einen Tulpenbaum in schönen Exemplaren, um nur einige zu nennen. Sogar weiße und schwarze Maulbeeren waren vorhanden und stammten aus der Zeit, als Friedrich der Große die verschiedensten Kulturen in Schlesien einzuführen suchte. So auch die Seidenraupenzucht, wozu aber die sonstigen Bedingungen doch nicht gegeben waren. Auch der saure Grünberger Wein stammt daher.

Papa hatte eine kleine Baumschule, in der vor allem Koniferen gezogen wurden, um immer ergänzen zu können. Natürlich standen neben seltenen Nadelhölzern in unserem Garten auch die einheimischen Bäume und Sträucher. Wenn ich da nur an die alten Linden denke, die ihre dickbelaubten untersten Äste so auf dem Rasen lagerten, daß man verschmolz mit Laub, Gras und Erde, wenn man darunterschlüpfte. Jedoch die Krone von allem waren die vier zweihundertjährigen Kastanien an der Hausfront. Auf die Kastanien zu klettern, war verboten, weil da viele morsche Äste waren. Aber es war eine Strickschaukel angebracht, so hoch und mit langen Stricken, daß man fast bis an die Dachrinne mit seinen Füßen kommen konnte, „wenn man es raus hatte“. Zwei Kinder konnten sogar darauf sitzen, wenn sie klein waren, und stehen, wenn sie groß waren. Von Zeit zu Zeit ließ Papa Querbalken und Stricke vom Stellmacher erneuern. Das Eichen-sitzbrett hielt ewig.

Was gab es für zauberhafte Dinge in unserem Garten. Da war ein Gebüsch – weit über Manneshöhe. Oben hatte sich ein dichter Teppich von Hopfen gebildet. Wenn man von einem danebenstehenden Baum darauf sprang, konnte man weich und gemütlich ausgestreckt liegen – zwischen Himmel und Erde und unsichtbar für Vorbeigehende.

Dann das „Goldene Haus“! Schwarz war das Gebälk mit durchschimmernden grün-goldenen Wänden und schwer vom gelben Gold! Kein Erwachsener konnte es betreten. Man mußte auf allen Vieren hineinkriechen, ebenso wie in unser Wigwam im Fliegergebüsch. Da saß man im verzauberten Goldhaus! Es war ein ausgedehntes Quittengebüsch, uralte dicke Stämme, die in Sitzhöhe über dem Erdboden waagrecht wuchsen und ein undurchdringliches Gewirr von Zweigen bildeten mit einer üppigen Fülle von Früchten.

Da war also die Frühlingswohnung im Flieder.
Sommerhaus in luftiger Höhe.
Herbst im Gold.
Und strahlende Silberpaläste gab es im Winter genug.
Eine alte hohe Fichte ist der Wachturm.

Was man in ihrem Wipfel sitzend erlebt bei Sturm, stelle man sich vor! Der Stamm, der unten ungerührt, wie eine Säule steht, schwankt in seinem Kronenbereich mehrere Meter hin und her mit einer aus Urtiefen tönenden Musik. Ganz anders ist es in der Krone eines Laubbaumes, der vom Sturm gepeitscht wird. Die Fichte läßt sich nicht peitschen! In ganz großen, ruhigen rhythmischen Schwüngen antwortet sie dem Wüten des Sturmes.

So lebten wir unter, auf, in und mit den Bäumen. Und es war kein Zweifel, daß jeder ein lebendiges Wesen war, das uns in besonderer Weise unterrichtete. Als ich später Schillers Spruch von der Pflanze las:

Suchst du das Höchste, das Größte,
die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist,
sei du es wollend – das ist's!

wußte ich, daß er recht hat.

Soll ich die Geschichte erzählen, wie der Hickory mich lehrte, was echtes Gold ist, als er sein Herbsteskleid trug? Er ist der goldene Baum, keiner wird so golden wie er. Oder war es nur das eine Mal, um mich zu lehren?

Hier ist die Geschichte, die ich damals schrieb:

Gold

„Ich lag unter einem goldenen Baum, und der Himmel war blau, und die goldene Sonne lag auf dem goldenen Baum. In der Krone des Baumes hatte ein Vogel sein Nest, ein Goldvogel, er sang goldene Lieder.

Ich lag unter dem goldenen Baum!

Da kam der Wind. Er war mit Goldstrahlen durchwirkt. Der Wind umtanzte den Baum und küßte die goldenen Blätter. Da fing ein leises Rauschen an. Und das Rauschen verschmolz mit dem goldenen Gesang des Vögleins zu lieblichen Tönen. Und jedes Blatt, das auf den Boden fiel, war ein Ton. Und der Boden ward ganz bedeckt mit goldenen Tönen!

Und der Wind rauschte immer mehr und konnte sich nicht sattfreuen an den goldenen Blättern. Da schmolzen die Töne zusammen zu einer mächtigen Musik, die rauschte auf mich herab, und ich ward ganz von goldener Musik überflutet!

Und ein Goldblatt fiel mir ins Herz und blieb da ganz still liegen. Und der Wind konnte es nicht wieder wegblasen. Und die goldene Musik schlich sich hinter dem Blatte her — — — da ward mein Herz ganz voll von Musik und Liebe.“

IV

Das „schwere Leben“

und Freuden

Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

Joseph von Eichendorff
(Schlesier)

Meine Eltern hatten leider die Idee, daß immer zwei Kinder zusammen unterrichtet werden sollten. So mußte ich, als mein Bruder Hans-Guido sechsjährig mit der Schule begann, nun auch schon zur Dorfschule pilgern. Letzteres machte mir zwar rechten Spaß, besonders deswegen, weil ich wie die Dorfkinder durch die großen Pfützen patschte, die sich bei Regenwetter auf dem Wege gebildet hatten. Die Dorfkinder waren natürlich barfuß. Da ich aber trotz dringender Bitten durchaus immer in Fußbekleidung zur Schule gehen mußte, so blieb mir gar nichts anderes übrig, als in Sandalen oder Schuhen durchs Wasser zu laufen! Die mindestens zwei Finger dicken Schulschnitten der Dorfkinder fand ich imponierend. Solche durften wir nun zum Glück auch bekommen, und ich übte eifrig, sie so zu essen wie die anderen Kinder: immer einen Bissen mit dem Taschenmesser abschneiden und dann vom Messer runteressen. Als ich es gut konnte, machte ich es bei Tische. Mama sagte: „Wie ißt du denn, Elisabeth? Was fällt dir denn ein?“

„Das habe ich doch in der Schule gelernt“, war meine zaghaft verwunderte Antwort.

Auf der Schulbank neben mir saß ein Heinzelmann! Gewiß sollte er auch lesen und schreiben lernen und kam dazu jeden Tag aus dem Walde. Er hatte immer eine grüne Lodenjoppe an und Schaftstiefel und war kleiner als ich. Vor Scheu wagte ich gar nicht, ihn anzureden.

Es wurden immer mehrere Klassen auf einmal unterrichtet, und so war da ein größeres Mädchen, von dem der Lehrer sagte: „Faßt sie nicht an, sonst tut es ihr weh. Sie hat ein Schwert auf der Schulter.“ Da ich keins sah, stellte ich mir vor, daß es unter dem Kleid verborgen sei, und sie gewiß ein Gelübde getan habe. Später kam dann heraus, daß es ein „Schwär“ war, wie anstatt Geschwür gesagt wurde, und daß neben mir ein ganz gewöhnlicher Dorfjunge saß, der nur Heinzelmann angedredet wurde, weil es sein Familienname war. (Die Jungens nannte man nur mit Nachnamen.)

Jedenfalls waren alle Dinge so, daß ich sie nicht verstand, vor allem die nicht, die ich lernen sollte. Nur aus der Fibel auf die Schiefertafel zu malen: i u e usw., das konnte ich.

Einmal aber geschah etwas ganz Furchtbares. Der Lehrer sagt plötzlich mitten in der Stunde zu mir, ich solle nach vorn zum Katheder kommen. Ganz harmlos tat ich es. Dann sagte er: „Zeig deine Hände!“ – Ich tat es, mit dem Handrücken nach oben. „Dreh sie um!“ – und auch das tat ich. Und plötzlich schlug er mir mit dem Rohrstock, den er meist in der Hand hielt, darauf. Ich gab keinen Laut von mir, denn ich hatte geübt, Schmerzen ohne einen Mucks zu ertragen, war aber bis ins Innerste getroffen. Ich wußte überhaupt nicht, warum das geschah.

Jetzt überlege ich mir, weshalb ich es meinem Vater nicht erzählte, denn ich wußte, er hatte streng verboten, daß uns jemand schlagen dürfe. Das sei allein Sache der Eltern. Von ihnen hätte ich jeden Schlag als berechtigt und nicht als Demütigung hingenommen. Es gehörte damals zu einer richtigen Erziehung. Wir bekamen da schon manchmal etwas ab, nie aber eine Ohrfeige, denn die entspringt eigentlich immer der Emotion und nicht aus gerechter Strafe. Auch darf der Kopf nicht angetastet werden: Er ist zum Denken da!

Von einem fremden Menschen aber geschlagen zu werden, verletzte mein Ehrgefühl zutiefst, sodaß ich nicht auch noch davon sprechen konnte. Das war es wohl, denn es fällt mir sogar jetzt noch schwer, es zu tun.

Nun fängt das „schwere Leben“ an! – dachte ich. –

Zum Glück hatte das Mädchen, das an meiner Seite saß, Läuse, die sich nun auf meine langen Zöpfe übertrugen. Das alles war dann doch wohl den Eltern zu viel, und wir bekamen Privatunterricht am Nachmittag zuhause – aber bei dem selben Dorfschullehrer.

Eines schönen Tages beschlossen wir, den Unterricht, den wir als so störend empfanden, zu schwänzen. Kurz ehe der Lehrer kommen sollte, versteckten wir uns auf dem Boden und saßen da mucksmäuschenstill, bis die Uhr vier schlug und Vesperzeit war. Sie schlug ja nur die vollen Stunden, und es kam uns schier unerträglich vor, daß man die Zeiger von innen nicht sehen konnte.

Langsam war uns doch recht unheimlich zumute geworden, und ich muß sagen, ich bewundere heute noch, daß wir den Mut zu so etwas aufbrachten, bei der Strenge meines Vaters. Als wir dann höchst beklommen unten am Vespertisch erschienen, sagte jemand: „Na, ihr hattet es ja heute gut, daß Herr . . . nicht kam, und ihr spielen konntet.“ Ein Stein purzelte vom Herzen, aber ich glaube, das Bedauern, die kostbare Spielzeit mit Stillsitzen vergeudet zu haben, war ebenso groß.

Ich weiß eigentlich gar nicht, was uns einfiel, Hans-Guido und mir, daß wir wagten, so ungehorsam zu sein. An andere Fälle kann ich mich allerdings nicht entsinnen außer folgendem: Papa hatte verboten, Weintrauben vom Spalier am Hause zu pflücken, ganz klar und ausdrücklich. Wir sahen das nicht ein. Papa ging gerade zum Gewächshaus, wo er meist recht lange blieb. Da holten wir uns eine leere Zigarrenkiste, pflückten sie schnell voll herrlich reifer Trauben und verschwanden in einem der Bassins, in denen sich das Regenwasser zum Gießen sammelte, und das gerade leer war, zogen den Holzdeckel über uns und fingen an, mit Genuß die Trauben zu verspreizen. Unvergeßlich der leichte Tabakgeschmack! Plötzlich hörten wir Schritte und Papas und Michaelis Stimme vom ausbleibenden Regen sprechend, sodaß alle Bassins bald leer seien. Damit blieben sie vor unserem stehen. Wir wagten kaum zu atmen, immer gewärtig, daß der Deckel angehoben würde. Es geschah nicht – und sie gingen weiter. – War das nicht unverdientes Glück?

Später, als er neun Jahre alt war und mit Latein beginnen mußte, bekam Hans-Guido einen Hauslehrer, der dann auch Jost die Anfangsgründe gab. Ich sollte auch mit Latein lernen. Nach kurzer Zeit hieß es aber: Du bist viel zu dumm dazu und mußt aufhören. Dumm zu sein hat mich bis in meine zwanziger Jahre verfolgt.

Deta und ich bekamen eine Erzieherin, die uns unterrichtete und auch sonst etwas für uns sorgte, da unterdessen noch mein kleiner Bruder Hubertus geboren war. Wir sollten auch täglich mit ihr spazierengehen, was wir furchtbar langweilig fanden. So lange flehten wir Mama an, bis sie uns erlaubte, allein unsere schönen Spiele zu betreiben, bei denen wir keinen Erwachsenen gebrauchen konnten.

Es mußte leider noch die Überzeugung meiner Dummheit bestärken, daß Deta bald besser lesen konnte als ich, obwohl sie $1\frac{3}{4}$ Jahre jünger ist als ich. Ich konnte die abstrakten Buchstaben gar nicht erkennen, weil ich noch ganz andere Dinge sah. Aber das konnte damals niemand verstehen – nicht einmal Papa. Mit zehn Jahren konnte ich dann plötzlich lesen und las die drei Bände „Winnetou“, die Hans-Guido bekommen hatte, hintereinander aus! Aber was habe ich bis dahin für Tränen vergossen! Das Leben kam mir sehr schwer vor.

Um uns schon frühzeitig an hausfrauliche Pflichten zu gewöhnen, hatte meine Mutter „Die Woche“ eingerichtet, die Deta und ich abwechselnd hatten. Sie bestand darin, dafür zu sorgen, daß immer alle Zuckerdosen gefüllt und überall im Hause Streichhölzer waren, wo welche hingehörten zum Anzünden der Lampen und fürs Rauchen. Während Deta ihre Woche mit größter Pflichttreue erfüllte, war es mir einfach unmöglich, so seltsam das klingen mag. Wenn man aber das Vorhergehende gelesen hat, so kann man sich denken, daß meine Tage und Nächte so intensiv von Erlebnissen erfüllt waren, daß mir weder Zeit noch Raum in meinem kleinen Leben blieb. Ich konnte mich noch so bemühen, was ich redlich tat – es gelang nicht. Und so hatte ich immer wieder das kränkende Erlebnis, anhören zu müssen: „Hier fehlen Streichhölzer, sicher hat Elisabeth die Woche.“ – Papa sagte es übrigens nie! – Oder: „Die Zuckerdose ist ja fast leer. Wer hat denn die Woche?“ Ganz beschämt meldete ich mich. Zucker und Streichhölzer waren im Wirtschaftsschrank verschlossen und man bekam den Schlüssel von Mama dafür, was Deta mit Würde erfüllte. – Ich suchte einen ganz anderen Schlüssel – d e n zu finden, hätte ich mein Leben aufs Spiel gesetzt.

Meine Mutter war wahrscheinlich deshalb so sehr darauf bedacht, daß wir uns frühzeitig mit Haushalt befassen sollten, weil sie selber nicht einmal wußte, daß man Kartoffeln in Wasser kocht, als sie heiratete, wie sie lachend erzählte. Sie stammte aus einem großen Haus, in dem der König von Preußen verkehrt hatte. Die Töchter waren der Königin von Württemberg vorgestellt worden und bei Hofe ausgegangen. Natürlich hatte sie eine Köchin, als sie heiratete, aber sie hat wohl schweres Lehrgeld bezahlen müssen, ehe sie zu einer so vorbildlichen Hausfrau und Gutsherrin wurde an der Seite meines Vaters.

Hier kann man deutlich den Unterschied sehen zwischen dem Leben des einfachen Landadels, wie ich es zu schildern versuchte, und dem Hofadel, der die praktischen Arbeiten den Inspektoren überließ. Aber man darf nicht verkennen, daß sie dadurch die Hände frei hatten für andere Aufgaben in der Politik, für Kunst und Wissenschaft. So war einer unserer Zastrowschen Vorfahren Gouverneur von Neuchatel, als es zu Preußen gehörte, um nur etwas zu erwähnen.

Unterdessen war unsere geliebte Selma, die von einem Bauernhof im Dorfe stammte, dringend von ihren Eltern verlangt worden. Nach einigen unerfreulichen Erfahrungen mit fremden Kindermädchen kamen die Eltern auf die geniale Idee, ein Mädchen aus der französischen Schweiz zu engagieren. So lernten wir spielend französisch sprechen, was uns rechten Spaß machte. Und wir waren stolz, uns beim Spielen in einer Sprache zurufen zu können, die nicht alle verstanden. Mademoiselles Deutschversuche fanden wir äußerst lustig.

Freuden

Aus dem Reitererlebnis in Mühlchen hatte Papa meine Reitbegeisterung erkannt, und er kaufte uns zwei Ponys – einen Schimmel und einen Fuchs, die wir Fingal und Fedor tauften. Das war unsere ganze Wonne! Bis dahin hatten wir Kinder einen Esel, der außerdem die Milch in die Molkerei im Dorfe brachte und im Kuhstall stand. Pferde mögen einen Esel im Stall nicht gern ertragen. Wir zuckelten Tag für Tag mit ihm herum. Runterfallen machte nichts, und Umfallen im kleinen Korbwägelchen gehörte zur Tagesordnung. Nur die oft zerbrochene Deichsel brachte uns manches Donnerwetter ein.

Als wir die Ponys hatten, bekamen wir von Papa Reitstunde. Wenn ich jetzt von „wir“ spreche, so sind es eigentlich immer Deta – ihr Taufname ist Margarete – und ich, die alles gemeinsam unternahmen. Hans-Guido war ja nur in den Ferien zu Hause und dann vor allem mit Deta zusammen, die in ihrer sanften und lieben Art sich ihm fügte, während ich recht kratzbürstig sein konnte. Deta war sehr hübsch und allgemein beliebt, aber ausgesprochen passiv in der Jugend, was sie später in bewundernswerter Weise überwunden hat, als die Not es von ihr forderte.

Zu meiner Trauer ritt Papa gar nicht mehr. Er stand auf der Terrasse, und wir ritten um das weite Rasenrondell. Da mußte man oft die Zähne zusammenbeißen, um seinen Forderungen nachzukommen. Es war der alte Platz, an dem der Großvater den Offizieren Reitstunden gab, und an dem wir später mit Genuß sahen, wie Ehrenfried eins seiner Pferde zuritt.

Jahrelang durften wir nur auf Decke ohne Steigbügel reiten, weil man einen guten Sitz bekommt, aber vor allem, weil wir doch sehr viel allein umherritten und oft runterfielen. Da passiert meist nichts Schlimmes, weil Kinder ja geschickt fallen. Aber im Steigbügel hängen zu bleiben, ist natürlich lebensgefährlich.

Nun hatten wir noch einen Platz, um die nicht schriftlichen Schularbeiten zu machen: Wir holten die Ponys aus dem Stall, nur mit ihren Halftern und führten sie auf einen Grasplatz, wo sie ruhig weideten.

Um auf ihren Rücken zu gelangen, machten wir folgendes: Man setzt sich schnell auf den Kopf des weidenden Tieres, es nimmt vor Schreck den Kopf hoch, und man rutscht den Hals entlang auf den Rücken. Da kann man sich in Gemütsruhe umdrehen und seine Vokabeln lernen und gegenseitig abfragen, was viel leichter geht als im Schulzimmer. Fingal und Fedor waren unzertrennlich, was manchmal zu Schwierigkeiten führte, hier aber das Abfragen ermöglichte.

Auf dem Weg hatten wir unsere ganz empirisch selbstgefertigte primitive Sonnenuhr hingestellt, die man überall mit Hilfe eines Kompaß' einvisieren kann, um pünktlich sein zu können.

In diesem Jahr wurde Hans-Guidos und mein Geburtstag, die nur zehn Tage auseinander liegen und immer in die Sommerferien fielen, zusammen gefeiert. Wir bekamen nämlich etwas, was mich jetzt noch in der Erinnerung mit einem eigenartigen Gefühl der Beglückung erfüllt: Einen Wagen und Geschirre für die Ponys! Es war ein einfacher, grün angestrichener kleiner Kastenwagen ohne Federn, mit drei Brettern als Sitze, von unserem Stellmacher und Schmied angefertigt. All unsere Entdeckungsfahrten in die Wälder haben wir dann mit ihm unternommen, bis wir ihm entwachsen waren. Er konnte nicht auf der Stelle wenden, weil er wie die Ackerwagen gebaut war. So mußten wir manchmal die Ponys ausspannen und den Wagen herumheben, wenn wir auf einen Holzweg geraten waren. Der kleine Hubertus wurde überall mitgeschleift, und er behauptet heute noch allen Ernstes, wir hätten ihn schon im Steckkissen mit auf die Platane gezogen.

Als er das erste Mal mit Mama im Halbwagen in die Stadt fuhr, klammerte er sich so seltsam fest. Nach einer Weile stieß er hervor: „Mama, wann fallen wir denn endlich um?“ Das läßt doch wohl auf schlimme Erfahrungen schließen.

Wir konnten nämlich sogar durch flache Gräben mit unserem Ponywagen fahren, da es keine Federn gab, die zerbrechen konnten. Aber die Deichsel! Die konnte das Umkippen, was ja sonst nicht schlimm war, meist nicht vertragen. Wie oft brachten wir sie dann heimlich zum

Stellmacher und baten: „Bitte, Oleg, sags nicht Papa, daß sie schon wieder kaputt ist.“ Er brummte eine freundliche Zustimmung. Aber manchmal kam Papa gerade dazu, wenn er daran arbeitete, statt an den aufgetragenen dringenden Sachen. Papa hatte viel Humor. Er konnte dann vielleicht bei Tisch wie nebenbei erzählen, er habe etwas in der Schirrkammer gesehen. — — — Plötzlich leuchteten die Kindergesichter rundherum purpurn!

Am Ende des Gartens hatte mein Vater eine Villa für seine Mutter gebaut, die von den Leuten nur das „Neue Schloß“ genannt wurde. Denn ob ein Gebäude ein Schloß war, das hing nicht von seiner Architektur ab, sondern von dem, der darin wohnte. Es war für uns ganz wunderbar, immer zur Oma laufen zu können, ihr beim Malen zuzusehen und verwöhnt zu werden. Bald „liefen“ wir allerdings nicht mehr, sondern „fahren“ nur noch, als die Radelleidenschaft ausgebrochen war. Sogar die Kleinen hatten Dreiräder, furchtbar schwere, unbeholfene Dinger aus Eisen.

Eines Tages rief Papa uns herbei: „Wer von euch weiß denn, wo die Wolfsmilch wächst?“ Er hatte eine sehr schöne und große Schmetterlingssammlung, zu deren Vervollkommnung wir mithelfen durften. Nun sollten die Raupen des Wolfsmilchschwärmers geholt werden. „Ich! Ich!“ antworteten mehrere Stimmen. „An der Kastanienallee doch — ja zum Birkenwäldchen hin! — Nein, bei der Bank.“ „Gut, wenn ihr es so genau wißt, dann könnt ihr mir einige Raupen in euren Botanisiertrommeln bringen und gleich etwas Futter dazu.“

Wir schwangen uns auf unsere Räder und sausten davon. Es war sehr interessant, zu beobachten, wie sich die Raupen allmählich verpuppten. Wenn schließlich eine Puppe zu platzen anfang und der Schmetterling sich langsam entfaltete — das war faszinierend. Aber, daß er gleich getötet werden mußte, bereitete mir Kummer, und ich beschloß, nie eine solche Sammlung zu haben.

Wegen des gesunkenen Grundwasserspiegels gab es manchmal Schwierigkeiten mit den Brunnen, wenn sie nicht tief genug gebohrt waren. Glücklicherweise war Papa Rutengänger und hat damit viel helfen können.

Einmal fuhr er in den Mühlchner Hof hinein. Der Vogt hatte es gehört und kam eiligst herbei.

„Guten Tag, Nowack! Alles in Ordnung?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

Papa stieg aus und ging durch die Ställe, ich immer hinter ihm her.

„Warum sind die Schafe nicht draußen, und warum ist kein Wasser in der Tränke?“ fragte er. – „Ach, gnädiger Herr, wir wollen doch die Schafe heute scheren, und mit dem Brunnen, das is a ewiges Gemähre. Erst in ein paar Stunden hat's wieder Wasser.“ – „Ich werde einmal sehen, wie es mit den Wasseradern hier steht“, entgegnete mein Vater.

„Elisabeth, halte die Pferde, dann kann Wilhelm gehen und von dem Haselstrauch zwei oder drei Astgabeln abschneiden. – Sie kennen das ja, Wilhelm.“

Davon schnitt sich nun Papa mit seinem Taschenmesser selber die Wünschelruten zurecht, und es wurde äußerst spannend. Er hielt die Rute sehr fest, aber die Kraft, die sie nach oben zwang, war so stark, daß sie zerbrach. So konnte er feststellen, ob es Sinn hatte, den Brunnen zu vertiefen, oder ob eine andere Stelle zu bevorzugen sei.

Papas Taschenmesser erregte mein besonderes Interesse, denn es hatte mehrere Schneiden und die verschiedensten Instrumente. Es steckte in einem Wildlederfutteral. Er gab es nie aus der Hand.

Etwas über die Wagen

Nun habe ich bisher vom Jagdwagen gesprochen, der nach Papas Angaben gebaut war, und vom Halbwagen, der hatte ein Halbverdeck, das man heraufschlagen konnte, wenn plötzlich Regen kam. Spritzleder, auch für den Kutscher, hatten alle. Es gab aber noch vier mehr in unserer Wagenremise, die ganz winkelig eingebaut war, sodaß man die vorderen Wagen herausschieben mußte, um an die hinteren zu

gelangen. Da war für ganz feierliche Anlässe der Landauer. Den konnte man ganz geschlossen haben oder nach beiden Seiten aufschlagen, was sehr elegant aussah. Es war alles aus schwarzem Leder, ganz fein mit rot abgesetzt. Mit ihm fuhren wir zur Kirche oder zu feierlichen Besuchen. Man konnte ihn nur auf der Chaussee gebrauchen, weil er zu schwer war. Dann der „alte Zugemachte“, der für Fahrten zur Bahn oder zum Arzt in Namslau benutzt wurde und wenig beliebt war. Ein Wagen hieß Omnibus. Er hatte 2 sich gegenüberliegende Längssitze, sodaß vier Erwachsene und etwa drei Kinder Platz hatten. Er war offen, hoch und leicht, weshalb er zu weiten Fahrten in die Nachbarschaft bestimmt war. Außerdem ein ganz leichter Einspänner-Selbstfahrer, wo der Kutscher hinten saß. Einen Dogcart, wie ihn sonst die Nachbarn hatten, wollte mein Vater nicht, weil er eine Quälerei für das Pferd sei.

Fast hätte ich den Schlitten vergessen. Er hing im Sommer an der Decke der Wagenremise, um Platz zu gewinnen. Der war sehr elegant mit Decken aus Fellen von Seehunden, die mein Vater einmal an der Nordsee geschossen hatte beim Besuch unserer Hamburger Verwandten. Wenn der Schlitten benutzt werden konnte, herrschte Jubel bei uns. Wie herrlich war es, von den schnellen Rappen gezogen, wie dahinzufliegen über die glitzernde Schneefläche. Die Pferde trugen dann ein harmonisches Schellengeläute. Wenn ich daran denke, höre ich den Ton im Ohr, und es steigt auch zugleich der Duft eines frischen Wintertages in mir auf.

Es gab natürlich auch verschiedene Garnituren Geschirre, vom einfachen Kumm für Wirtschaftsfahrten über das tägliche Sielengeschirr bis zu dem mit echt-silbernen Schnallen und Beschlägen für große Feiertage. Es wurde alles von Wilhelm sorgsam gepflegt. Man kann ja Lederzeug – auch die Sättel – nicht einfach liegen lassen, wenn man sie nicht benutzt. Zu ermahnen brauchte man nicht. Ihm lag selber am Gedeihen unserer Pferde, wie er sie selbstverständlich bezeichnete, und daß alles schmuck und ordentlich aussah in seinem Bereich. Da gab es niemanden von den älteren Leuten, die Pferdeknechte inbegriffen, der nicht so empfunden hätte! Auch wenn ich an den Gärtner Michaeli denke. Er hätte seine e i g e n e Gärtnerei nicht mit größerem Interesse und Hingabe besorgen können; jedoch ohne eigenes Risiko. Das darf man nicht vergessen, denn das ist später manchem sehr hart angekommen.

Ich weiß nur einen einzigen Fall, wo es Wilhelms Aufmerksamkeit entgangen war, daß ein Anhalter an der Gabeldeichsel morsch geworden war. Er riß, als ich auf der Chaussee nach Windisch-Marchwitz fuhr – ohne Kutscher – aber mit Kindern im Wagen. Die Deichsel schlug dem jungen nervösen Pferd zwischen die Beine, und es ging rettungslos durch. Es war wie eine Engelsbehütung, daß kein großes Unglück geschah! Man denke nur, wenn uns etwas entgegengekommen wäre! Denn dadurch, daß die eine Deichsel fehlte, schleuderte der Wagen über die ganze Straßenbreite hin und her. In der Eingebung einer Sekunde und dem Gedanken: besser – das Pferd geht darauf als die Menschen – riß ich es mit einem starken Ruck am rechten Zügel auf einen Lattenzaun. Der Zaun stürzte um, das Pferd verfring sich darin und stand. Es hatte sich nichts gebrochen und auch uns war nichts geschehen. Aber – Pferd und Menschen zitterten am ganzen Leibe. Papa lebte damals nicht mehr. Ich weiß nicht, ob es sonst vorgekommen wäre, daß Wilhelm so etwas passierte.

Mein Vater würde nie zu einem seiner Leute von „meinem“ gesprochen haben. Das tat er nur zu Außenstehenden. Das waren „unsere“ Äcker, „unsere“ Wiesen und Gärten, „unser“ Vieh. Jeder war beteiligt, schon durch das Deputat, von dem er lebte. Darunter versteht man das, was jedem von den Erzeugnissen des Gutes zustand.

Ganz selbstverständlich würde jeder seine speziellen Erfahrungen freimütig dem „gnädigen Herrn“ gegenüber geäußert haben. Und der richtete sich danach, wenn es sinnvoll war – manchmal sogar, wenn das nicht der Fall war. So behauptete Michaeli: Kukuruz (das ist ein kleiner türkischer Mais) könne man nicht anbauen. – „Aber Michaeli“, sagte mein Vater, „den haben wir doch früher immer im Garten gehabt.“ – „Ja früher“, war die Antwort, „jetzt wächst er aber hier nicht mehr, denn wir gehen der Eiszeit entgegen!“

Dazu muß man vielleicht doch bemerken, daß Mais in unserem Klima nur in ganz geschützten Lagen angebaut werden konnte, nicht feldmäßig. Dazu ist es nicht warm genug, und die Vegetationsperiode zu kurz.

Papa ließ ihn, denn es erschien ihm wichtiger, den fleißigen, erfahrenen und originellen Mann nicht zu kränken, als Mais zu haben. Es wurde bei uns zum geflügelten Wort: „Wir gehen der Eiszeit entgegen“, sowie man etwas nicht gern wollte.

Michaeli nahm nie Kunstdünger für den Garten, was sonst schon gebräuchlich war. Aus echtem Naturgefühl und Verständnis verwendete er nur seinen guten Kompost und die vielerlei Art Mist, die ihm ja reichlich zur Verfügung standen.

Jede Anordnung meines Vaters aber, der selbstverständliche Autorität war, wurde mit Vertrauen entgegengenommen, denn sie spürten die menschliche Überlegenheit nicht als Kluft oder Zwang sondern als Geborgenheit. Wie sehr haben sie diese Geborgenheit vermißt, als sie auf eigenen Füßen standen, nachdem Groß-Marchwitz aufgesiedelt war. Jedoch das zwanzigste Jahrhundert verlangt das Mündigwerden – und sei es durch die Keulenhiebe des Krieges.

Zurück zu Wilhelm. Er war sich seiner Würde als herrschaftlicher Kutscher sehr bewußt und stolz, wenn einmal ein Anlaß war, daß er in schwarzem Überrock mit silbernen Wappenknöpfen und weißen Hosen mit Stulpstiefeln auf dem Bock thronend unsere schönen Rappen fahren konnte. Gar nicht liebte er es, wenn ich bei Fahrten nach Namslau jedes alte Weiblein, das wir überholten, mitnahm. Das gehörte sich nicht.

Ich weiß, daß es mir höchst unangenehm war, Wilhelms Mißfallen zu erregen, aber noch mehr, ein schlechtes Gewissen zu haben. Damals wurde mir schon bewußt, daß es Situationen gibt, wo man auf jeden Fall schuldig werden muß, und daß es darauf ankommt, das zu wählen, womit man nicht schadet, sondern hilft. Oft erregte ich das Mißfallen unserer Leute, denn es ging mir völlig das Gefühl dafür ab, meine Würde durch Äußeres dokumentieren zu sollen. Ich durchschaute noch nicht den Sinn und Wert der alten Sitten. Am ernstesten wurde ich aber von Emma, unserer alten Köchin, die auch absolut Vertrauensperson war, zurechtgewiesen, als ich ein gleichaltriges Mädchen vom Hofe zum Spielen zu meinem etwa dreijährigen, verwaisten Söhnchen holte.

„Das dürfen gnädige Frau nicht tun! Das gehört sich nicht, daß das Hofekind im Schlosse spielt!“

Emma war ja schon vor meiner Geburt in Marchwitz. So fiel es mir immer wieder schwer, ihr sagen zu müssen: „Emma, du magst recht

haben, aber ich tue es trotzdem; denn diese Zeit ist abgelaufen.“ Es war 1923. Als ich später von baltischen Flüchtlingen eine kleine Baroness zur Miterziehung aufnahm, da waren alle zufrieden.

Wie lange hatte es gedauert, bis mein Großvater den Leuten abgewöhnen konnte, ihm die Hand zu küssen. Es ist wohl ein tief in der menschlichen Natur begründetes Bedürfnis, zu verehren, etwas zu haben, etwas ganz Handgreifliches, zu dem man aufschauen kann. Und sie empfanden die Berührung mit dem verehrten Menschen als Wohltat. Auch der Gruppengeist war noch sehr stark zu der damaligen Zeit, als mein Großvater das Gut übernahm. Da lebten fast alle Arbeiterfamilien in einem riesig großen Raum. In der Mitte war eine große Kochstelle für alle und rundherum Schlafkammern. Großvater wollte das sofort ändern und jeder Familie eine richtig abgeschlossene Wohnung schaffen. Da kam einer nach dem anderen zu ihm:

„Der gnädige Herr wollen uns wohl unglücklich machen?“

Mit Mühe hat er es langsam durchgeführt.

Es war eine Kulturaufgabe, die meine Eltern erfüllten, und die, welche vor ihnen Herren auf Groß-Marchwitz waren, an Menschen, die sich noch auf einer gemüthhaft-kindlichen Entwicklungsstufe befanden und Vorbild und Führung brauchten. Es gehört das Miteinanderleben dazu, wie ich es zu schildern versuchte. Im Moment, wo das aufhört, und das Gut als eine Gelderwerbsquelle oder als ein angenehmer Landaufenthalt von dem Besitzer betrachtet wird, hört das Vertrauensverhältnis auf und wird zum Befehlsverhältnis, wodurch es seine schicksalsgebene Aufgabe und Berechtigung verliert.

Das ist es, was ich am Anfang meiner Aufzeichnungen mit dem „Segen des nicht Reich-Werden-Könnens“ meinte, wobei es auf die absolute Zusammengehörigkeit ankommt, was auch immer geschehen mag. (Das Wort „familia“ bedeutete früher nicht nur Blutsverwandtschaft, sondern umfaßte auch das Gesinde.) So wurde durch echte Autorität und Vorbild in dieser Zeit erzieherisch und menschenformend gewirkt. So zum Beispiel auch bei der Tierquälerei. Da gab es keine Gnade. Das wußten alle und richteten sich danach.

Wir Menschen des Ostens erhielten dadurch die Substanz, um uns dann jeder auf seine besondere Art den Schicksalsschlägen stellen zu können, die auf uns alle zukommen sollten.

V

Ein Jahreslauf, alte Gebräuche und Feste

Nun will ich noch einmal zur Jahrhundertwende zurückkehren.

Rot Gewand, rot Gewand
schene grine Linden
suchen wir, suchen wir
wo wir welche finden.

Gehn wer in den grinen Wald
sing'n de Vogel jung und alt.
Se singen ihre Stimmen:
Frau Wirtin sind se drinnen?

Sind se drin, so komm se raus
bring'n se uns ne Gabe raus.
Wer könn nich länga stehen,
wer müssa weita gehen.

Die goldne Kette geht um das Haus,
die schene Frau Wirtin geht ein und aus.
Se geht wie enē Taubē
in ihrer weißen Haube.

Dann geht se in de Kirche nein.
Da wird se beten,
vor'n Herrgott wird se treten.

Dort oben wird se sitza,
dort oben wird se schwitza,
dort oben wird se wohnen

drei Englein wern se holen!

(Mit Wirtin ist die Frau des Land-Wirts gemeint – nicht etwa Gast-Wirt.)

Die junge Gutsfrau, die nicht aus der Gegend stammt und das „Sommersingen“ nicht kennt, steht am Fenster, als die Schar der Dorfkinder am Sonntag Laetare mit ihren Sommerbäumen vorbeizieht. Das sind Tannenzweige, mit bunten Papierbändern geschmückt. (Für den, der es nicht mehr weiß: Laetare ist drei Wochen vor Ostern.) Laut muß sie lachen über den originellen Gesang und den wonnigen Anblick der Kinder, die ganz ernst ihre Lieder vortragen, um sich dann an der Tür aus einem großen Wäschekorb ihre „Fastenprezeln“ zu holen. Das ist ein besonderes Gebäck, das ich nie wieder irgendwo gefunden habe. Einige Anzeichen lassen mich vermuten, daß auch das Sommersingen kultischen Ursprungs ist. Auch das Fastengebäck läßt darauf schließen.

Das Bübchen auf ihrem Arm fängt zu jauchzen an, und im Herzen der Mutter klingt die letzte ganz gefühlvoll vorgetragene Zeile nach: „Drei Englein wern se holen.“ – Jedoch wandeln sie sich bei ihr zu einem anderen Sinn, die Worte von den Engeln! – Es ist tiefe Gewißheit geworden, das ersehnte Töchterchen: „Drei Englein wern se bringa!“ – Auf keins ihrer Kinder hat sie sich so gefreut, denn sie erlebte den Himmelsglanz, der mit einem Kinde herabsteigt.

Schon schallen die etwas leirigen Kinderstimmen wieder zum Fenster herein:

Klene Fischel klene,
Der Herr hat lange Bene.
Lange Bene muß er han,
daß er kann die Hasen jagn.

Der Herr hat ne hohe Mütza,
hat se voll Dukata sitza.
Er wird sich wohl bedenka
und wird mer auch was schenka.

Nun ist es der junge Gutsherr, der lachen muß. Und doch ist in ihm, der hier einheimisch ist, ein Ahnen, daß der Sinn der Worte über ihre alltägliche Bedeutung hinausgehen müsse! – Wer trägt eine hohe Mütze? – Kunstgeschichte lehr es! – und alte Sagen?

Sind nicht Dukaten aus Gold? – Die Frühlingssonne schimmert auf seinem goldblonden Haar, und mit seinen ungewöhnlichen und auffallend blauen Augen strahlt er seine junge Frau an, die ihm glücklich zulächelt. „Schneewittchen“, so wurde sie genannt wegen ihrer dunklen Augen und Haare zu einem ganz zarten Teint.

„Was ist das für ein Haus, wo Kinder von Engeln singend einherziehen und blaue Augensterne strahlen?“

Dazu muß ich noch etwas erzählen: Die Garde-Jäger-Leutnants hatten nicht die Erlaubnis, zu einem bestimmten Kostümfest zu gehen. Aber Masken erkennt man ja nicht. – Beim nächsten Mittagessen bemerkte der Kommandeur lächelnd: „Wenn man solche Augen hat, Busse, dann nützt keine Maske.“ Damit ließ er es bewenden.

Ich bin später mehrere Male angeredet worden: „War das Ihr Herr Vater mit den auffallend schönen blauen Augen?“

Wir fünf waren aber alle dunkel und braunäugig. Ich beschreibe die blauen Augen sinnend, ob einmal wieder solche erstehen?

Den ganzen Jahreslauf der Feste und Gebräuche will ich schildern, jedoch aus verschiedenen Zeiten, wie sie mir gerade am eindrucksvollsten in Erinnerung sind.

Am Georgstag und am Michaelstag schloß man Abmachungen, damit sie unter dem Schutz der Heiligen standen. Das war wichtiger, als nur auf abstrakte Daten zu sehen. Die Sonntage wurden mit ihren Kirchennamen genannt. Wir merkten uns folgende an einem Jägerspruch, weil wir ja ganz von edlem Waidwerk umgeben aufwuchsen:

Reminiscere	... auf Schnepfen suchen geh!
Oculi	... da kommen sie!
Laetare	... das ist das Wahre!
Judica	... sind sie auch noch da!
Palmarum	... tralarum!
Quasi modo geniti	... halt Jäger, halt, jetzt brüten sie!

Der Schnepfenstrich gehört zu den bezauberndsten Jagderlebnissen, wobei es absolut nicht darauf ankommt, daß man etwas schießt, sondern auf die Vorfrühlingsstimmung und das Beobachten der Tiere. Wer nur in Süddeutschland gelebt hat, weiß gar nicht, wie so ein Abend in Schlesien ist, denn er kennt nicht den Vorfrühling.

Man kann sich schwer noch eine Vorstellung von dem Wildreichtum machen. Meine Mutter erzählte: Als sie zum ersten Mal mit meinem Vater über die Felder fuhr, sah sie eine große Schafherde stehen und rief erstaunt: „Aber Guido, du sagtest doch, du hättest nur noch die wenigen Schafe in Mühlchen.“ – Lachend erwiderte mein Vater: „Sieh einmal genau hin, das sind doch alles Rehe!“

Bei den großen Treibjagden waren Strecken von mehreren hundert Stück üblich, bestehend vor allem aus Hasen, Fasanen, Kaninchen. Der Jagdkönig allein schoß etwa 70 bis 80 Stück. Trotzdem hatten wir viel Wildschaden an die Bauern zu zahlen.

Ich müßte eigentlich noch sehr viel von der Jagd erzählen, was sich da alles im Laufe eines Jahres ereignete. Aber ich finde, das sollte man lieber bei Hermann Löns nachlesen. Was er über das „Edle Waidwerk“ zu sagen hat, das paßt auch hier zu meinem Vater. Ein Gedicht von Löns aus der Erinnerung aufgeschrieben, mag aber für vieles stehen:

Das Schießen allein macht den Jäger nicht aus.
Wer weiter nichts tun kann, bleibe lieber zu Haus.
Doch wer sich ergötzt an Wild und an Wald,
auch wenn es nicht blitzt und wenn es nicht knallt

und wer auch hinauszieht zur jagdlosen Zeit,
wenn Heide und Holz sind vereist und verschneit,
wenn mager die Äsung und bitter die Not
und hinter dem Wilde einherzieht der Tod,

und wer ihm dann wehrt, ist Waidmann allein.
der Heger, der Pfleger kann Jäger nur sein.
Wer nur um des Schießens hinauszieht zur Jagd,
zum Waidmann hat der es niemals gebracht.

Ich durfte Papa sehr oft begleiten und sogar schießen lernen, was mir später in Afrika eine große Hilfe war. Er hatte ebenso seine Freude daran wie ich, wenn ich ins Schwarze traf. Treffsicherheit zu erwerben, kann zu einer Fähigkeit auch im übertragenen Sinne werden. Er schenkte mir, als ich fünfzehn Jahre alt war, eine kleine Schwarzpulverflinte, mit der ich dann ganz sicher wurde, und die ich noch in Afrika gebraucht habe. Auch mit seiner leichten Büchse (also mit der Kugel) lernte ich umzugehen und schoß sogar einen Bock in seiner Gegenwart. Ehe man so gefährliche Waffen handhaben durfte, wurde man natürlich strengen Prüfungen auf Können und Zuverlässigkeit unterzogen. Hans-Guido wurde auch jagdlich ausgebildet, aber er war ja nur in den Ferien zu Hause. Deta war es zuwider, denn sie konnte den Knall nicht ertragen, und die anderen Jungens waren noch zu klein. So durfte ich meist Papas Jagdgefährte sein, sein Jägerkind! Hubertus aber ist – seinem Namen getreu – später ein großer Jäger geworden.

Karfreitag, an dem die Glocken schweigen, fuhren wir nach Namslau in die Kirche. Unser Dorf hatte nur den Glockenturm. Mein Vater fuhr nie mit zur Kirche. Das war so selbstverständlich, daß ich nie darüber nachgedacht habe. Wir hatten auch keine Hausandachten. Wahrscheinlich war ihm alles Frömmelnde zuwider in seiner echten Naturfrömmigkeit.

Ostern ist mir in wunderschöner Erinnerung. Die biblischen Ostergeschichten las uns Mama vor in innig-schöner Weise, und wir lernten sie in der Schule, sodaß sie uns geläufig waren. Zweifel tauchten überhaupt nicht auf, denn wir waren von Auferstehung umgeben, und

das Göttlich-Geistige als Beweger von allem war offensichtlich. So machte es nicht so viel aus, daß unser Religionsunterricht äußerst trocken und eigentlich langweilig war. Nie wurde irgend etwas erklärt oder besprochen, sondern wir bekamen Stücke aus dem Katechismus und dem Gesangbuch auf zu lernen oder eine Geschichte aus dem Evangelium zu erzählen. Sie wirkten gerade dadurch um so stärker aus ihrer eigenen Spiritualität in Verbindung mit einem so geistverbundenen Naturleben.

Als ich einmal vom Jüngling zu Nain zu erzählen hatte, verstummte ich plötzlich und konnte die Worte: „Und sie war eine Witwe“ nicht über die Lippen bringen. Ich fing vor Erschütterung an zu weinen. Das ahnungslose Fräulein Trautmann merkte nichts, sondern dachte, ich hätte nichts gelernt.

Vor Sonnenaufgang wanderten wir in den Wald, das Osterwasser zu holen. Bis dahin durfte man kein Wort sprechen. Diese Sitte ist bis zu meinen Enkelkindern weitergedrungen. So geschöpftes Osterwasser, nämlich genau bei Sonnenaufgang, hat Heilkräfte und verdirbt nicht, sodaß man es auch als Taufwasser aufheben kann.

Dann kam das festliche gemeinsame Frühstück. Die Eltern waren mit den Osterhasen im Bunde, die wir oft genug beobachtet hatten. Sie wurden nämlich den Winter über vor dem Spielplatzhaus gefüttert. Wenn der Frühling nahte, so zogen sie sich in die Wälder und Felder zurück, um alles für Ostern vorzubereiten. Während wir nun in den Kinderzimmern warteten, versteckten sie zusammen die Eier im linken Buchengang. Manchmal fanden wir im Sommer beim Spielen in den Astlöchern der Buchen noch gut erhaltene Schokoladeneier, was uns sehr entzückte.

Am zweiten Feiertag war erst die Kirchfahrt üblich, denn Kutscher und Pferde sollten am ersten ihre Ruhe haben.

Himmelfahrt ist mir nicht besonders in Erinnerung – außer daß schulfrei war.

Aber Pfingsten!

„O Heil'ger Geist kehr bei uns ein“

Dieses Lied mit seiner jubelnden Melodie und dem „süßen Himmels-tau“, aus den bittersten Zeiten in deutschen Landen stammend, wurde von uns am frühen Morgen gesungen und stimmte den ganzen Tag froh und feierlich. Es war ein großer Erntewagen voll Birkengrün aus dem Walde geholt worden für die vielen Türen. Jede Familie bekam ihre Pfingstmaien, und jeder Stall wurde geschmückt. Wenn man jemanden von unseren Leuten gefragt hätte, ob er denn auch den Sinn des Pfingstfestes verstünde, so würde er recht erstaunt erwidert haben: „Ja, was soll man denn da nicht verstehen? Ohne den Heiligen Geist würden wir doch alle nicht leben und keine Pflanze und kein Tier. Herrjemine! Wie kann man denn so etwas fragen?“

Einmal im Jahre wurde im Dust ein Kinderfest veranstaltet für alle Groß-Marchwitzer Kinder.

Zu meiner Taufe waren die Eltern voller Glück über ihre erste Tochter. Jeder sollte an der Freude teilhaben. Da wurde das Kinderfest am Tauftag in unserem Garten begangen. Was mag das für ein Jubel gewesen sein, als die vielen Kinder und ihre Mütter in den „Schloßgarten“ einzogen und eine übermütige Schar junger Taufgäste, die Spiele anleiteten, die durch alle verschlungenen Wege und Gebüsche und über die weiten Rasenplätze sich ergossen!

An einem Pfingstmontag ist meine Schwester geboren und an meinem zweiten Geburtstag getauft worden. Das weiß ich natürlich nur vom Erzählen. Aber bei den kleinen Brüdern entsinne ich mich noch, wie der Saal zur Kapelle umgewandelt war mit einer Fülle von Blumen. Über dem Altar hing das Christusbild, unter dem schon Papa die Taufe empfangen hatte. Das lange Taufkleid mit Handstickerei ist jetzt sogar in der vierten Generation in Gebrauch.

Geburtstage hatten wir viele zu feiern, und jeder hatte seinen besonderen Charakter. Mamas am 18. Januar zauberte ein Blütenmeer mitten im Winter! Maiglöckchen, Tulpen, Hyazinthen, ganze Fliederbüsche! Alles hatte der Gärtner Michaeli gezogen und nichts vorher herausge-

rückt. Auch der Eßzimmerstuhl jedes Geburtstagskindes wurde immer von ihm bekränzt. Wir Kinder bekamen außerdem ein Kränzchen auf den Kopf, jeder mit seiner Geburtstagsblume. Diese Aufgabe übernahm ich bald, denn Kränze zu winden, ist meine Spezialität. Aber der schönste von allen war der L i l i e n t a g . Schon wenn man am frühen Morgen hinunterkam, spürte man einen himmlischen Duft, den es sonst das ganze Jahr über nicht gab. Und wenn man die Zimmer betrat, strahlten die hoheitsvollen weißen Madonnenlilien in herrlichster Pracht. Der Gärtner hütete sie so, daß sie für diesen Tag da waren – niemand durfte etwa vorher eine abschneiden. Und ganz zeitig am 8. Juli zu Papas Geburtstag brachte er sie ins Haus. Als dann Papa im Kriege war, wurde das weitergeführt. Doch nun von uns, denn Michaeli war auch im Felde. Ein seltsamer Zauber schien darüber zu liegen, und ich war gewiß, daß er das Geburtstagskind erreichte, wo immer es auch sei. Aber eine große Wehmut war dann doch dabei.

Als Papa im Mai 1918 gefallen war, und der 8. Juli herankam, steigerte sich diese Wehmut zur tiefen Trauer. Jedoch da geschah das Geheimnisvolle: Die Lilien, die den Hauch von überirdischem Leben tragen – denn sie sind Sternengeschenke – die Lilien, sie spenden Trost!

Auch im Juli ist mein Geburtstag. Immer war gerade einer der großen Rasenplätze gemäht, sodaß wir im Heu spielen konnten. Sie wurden wie Wiesen behandelt und mit der Sense gehauen. Wir durften uns in ihnen vergnügen und alle Blumen pflücken nach Herzenslust.

Heute an meinem achten Geburtstag frühstückten wir im „Spielplatzhaus“. Es lag so ziemlich am Ende des Gartens und war unser Reich. Mein Vater hatte es uns aus Durchforstungsstangen bauen lassen – mehr eine große Laube – aber zum Zuschließen. Hier fanden unsere Spiele und Erfindungen die Möglichkeit ihrer Entfaltung. Vor dem Spielplatzhaus habe ich mir einmal nach eigener Erfindung einen Springbrunnen gebaut. Ich dachte mir oft solche Sachen aus. Jeder von uns hatte da ein Beet, wo er anbauen konnte, wozu er Lust hatte. Wenn das Wasser in der Regentonne nicht reichte, mußte es von der Pumpe hingetragen werden. Da machte ich meine „Übungen“: Auf jeden Fall sieben Eimer hintereinander hinschleppen, wie anstrengend es mir auch sein würde.

Unter drei Walnußbäumen lag das Spielplatzhaus, und von beiden Seiten führte ein Fichtenweg hin. Die Nüsse waren unser Eigentum, und ich entsinne mich, daß ich einmal hundert Stück sammelte, als ich gerade gelernt hatte, bis hundert zu zählen. Unter den Nußbäumen stand eine wunderschöne große Schaukel für neun bis zehn Kinder! So eine habe ich nie wieder gesehen. Auch viele Turngeräte waren da, auf denen wir ständig herumkletterten.

Mein Geburtstag fiel immer in die Sommerferien, die wir gern dazu benutzten, um unsere Aufführungen zu gestalten. Meist waren es Balladen aus dem „Echtermeyer“, die wir aufführten: „Des Sängers Fluch“ – „Ritter Toggenburg“ – „Nadowessiers Totenklage“ – und was nicht alles sonst! Ach ja, meine heißgeliebten Gedichte von Dahn: „Fahr wohl du stolzes Heldentum, auf Goten, laßt uns sterben!“ Es war herrlich! Eine Verkleidtruhe mit uralten schönen Dingen war für solche Zwecke auf dem Boden zu finden.

Heute an meinem Geburtstag war das Spielplatzhaus festlich von meinen Geschwistern geschmückt worden mit Mademoiselles Hilfe. Am Nachmittag wurde dann eine Fahrt nach Waidmannsruh unternommen. Ich berichte von ihr, weil sie sehr bedeutungsvoll für mich werden sollte. Die zwei Pärchen: Hans-Guido und Elisabeth, Deta und Jost, die Dünnen und die Dicken sprangen voller Freude in den Jagdwagen. Hubertus war noch zu klein, um mitzufahren. Die Pferde trugen Fliegennetze, denn die Bremsen waren arg bei der Hitze. Ab und zu stieg Wilhelm ab, nachdem er einem von uns die Zügel gegeben hatte, und schlug Bremsen tot, die sich trotzdem blutsaugend an den Pferden verbissen hatten. Aber in Waidmannsruh, mitten im tiefen Blaubeerwalde, war es angenehm kühl. Mama verteilte Geburtstagskuchen und kalte Milch, und dann wurden eifrigst Beeren gesammelt und gegessen. Es gab sehr viele Blaubeeren in unserem Walde, die von den alten Weiblein des Dorfes gesammelt und meist in die „Schloßküche“ gebracht wurden; natürlich gegen Bezahlung, denn das Sammeln ist die Mühe. Wachsen läßt sie der Liebe Gott, ohne daß man etwas dafür tun muß. Auch Steinpilze, Galuschel (Pfefferlinge) und viele andere Sorten Pilze konnte man hier im mannigfaltigen Mischwald finden. Alle Kinder verstreuten sich eifrig und glücklich im tiefen Walde. Aber mich rief Papa: „Komm mit mir, Elisabeth“, – was hätte ich lieber getan.



Ihr, die ihr einst mit mir dort herumstrolchtet, ihr Lieben in aller Welt verstreut und ihr schon im „anderen Lande“ lebend, fühlt ihr euch nicht tief angerührt vom Klang der Worte: „Hirschtränke, „Lange Linie“, „Rosgarten“, „Rauschonung“?!

Ich kann hier nicht alles schildern, was wir erlebten, aber eins ist mir in unvergeßlicher Erinnerung. An einem vom Wald etwas ausgesparten Platze stand eine prachtvolle alte Eiche. Als Papa und ich bewundernd vor ihr standen, sagte er plötzlich: „Hier möchte ich einmal begraben sein!“ –

Begraben? – Ein seltsames Gefühl war beklemmend in der Brust zu spüren: Papa – und – der Tod? – Wie fremd, wie unvorstellbar! Keinen Ton kann das kleine Mädchen von sich geben und nur denken – denken – denken, immer wieder an stillen Abenden im Bett – bis Kindersinn und Kinderspiel es versinken lassen.

Aber nach etwa zehn Jahren, als die einschneidenden Ereignisse des Krieges im Innersten erschüttern und reifen und das Leben des so innig geliebten Vaters fordern, da wurden die Worte zur Wirklichkeit: „Hier möchte ich einmal begraben sein!“

Das Binden und das Wolkenreiten

Das Korn wurde damals schon auf den Gütern mit Mähmaschinen geschnitten, die von Pferden gezogen wurden. Aber gebunden wurde es von Frauen mit der Hand und dann zu „Puppen“ aufgestellt. An einem bestimmten Tage nun gingen wir alle aufs Feld hinaus oder fuhren auch, wenn es weit entfernt war. Jeder von uns bekam von einer der Frauen ein Büschelchen Ähren mit einem schönen bunten Band an den Arm gebunden, wobei sie folgenden Spruch sagte:

„Wir binden Herren und Fürsten.
Wir trinken, wenn wir dürsten.
Wir trinken Bier oder Wein,
wie's der gnäd'gen Herrschaft
gefällig wird sein.“

wofür jede ein Geldgeschenk in die Hand gedrückt bekam. Diese alte Sitte scheint recht primitiv, und ich genierte mich immer ein bißchen. Aber es war doch wohl mehr verborgen, als man denkt, hinter dem Binden der Gutsherrschaft.

Nun kam für uns Kinder etwas Herrliches: Nur kurze Zeit gibt es Stoppelfelder – nur so lange, bis das Korn aus den Puppen die Nagelprobe aushält. Das heißt, es ist so trocken geworden, daß es über dem Fingernagel bricht. Dann kann das Korn eingefahren und das Feld sofort mit dem Schälpflug umgebrochen werden. Das tut man wegen des Unkrautes. Die Samen gehen dann auf, und die Pflänzchen werden später untergepflügt, ehe sie neuen Samen bilden können.

Diese kurze Zeit der schier unbegrenzten Stoppelfelder benutzten wir für unsere wilden Ritte. Man muß schon ein rechtes Tempo anschlagen, wenn man mit dem Pony im Schatten einer Kumuluswolke bleiben will, die am winddurchwehten blauen Spätsommerhimmel dahinjagt. Denn das war Abmachung: Wer aus dem Schatten einer Wolke heraus geriet, der hatte verloren. Welcher Schreck, wenn beim wilden Jagen eine Puppe umgerissen wurde. Dann hieß es sofort: Halt! Alle halfen, sie wieder aufzustellen, mit großem Bemühen, es wenigstens leidlich so gut zu schaffen, wie die Frauen es gemacht hatten.

Das Erntefest

An einem Sonntag möglichst nahe an Michaelis, nachdem das Getreide eingebracht war, wurde das Erntefest gefeiert – nicht am Erntedanktag, da ging man in die Kirche. Dies war ein Fest, das sich nur zwischen Gutsherrschaft und Gutsleuten abspielte.

Deta und ich hatten Masern, und Mama hatte uns ins Gastzimmer „Belle vue“ einquartiert, weil die Kleinen nicht angesteckt werden sollten. Sie pflegte uns selber, während Mademoiselle die Geschwister betreute.

Heute am Erntefest durfte ich zum Glück schon etwas aufstehen, und die Stube brauchte nicht mehr verdunkelt zu sein. Belle vue liegt über der Terrasse. Als Blasmusik ertönte, rief Mama: „Ich muß jetzt schnell runterlaufen. Elisabeth, du kannst ans Fenster gehen und Deta erzählen, was du siehst. Sie darf noch auf keinen Fall aus dem Bett.“

Deta weinte, und ich setzte mich schnell aufs Fensterbrett und tröstete sie: „Ich erzähle dir alles ganz genau:

Auf der Terrasse stehen Papa und Mama und die Jungens, ganz festlich angezogen. Durchs große Tor kommt schon der Erntezug. Voran die Frauen mit den Erntekronen und der Inspektor, dann die Musik und danach alle Männer, Frauen und Kinder.“

Deta rief: „Aber Lisabeth, sind denn Oma und Tante Hete nicht da?“ – „Doch natürlich!“ – „Ja, warum hast du es denn nicht gesagt, du Dussel!“ – „Wenn du böse bist, sage ich kein Wort mehr.“ – „Ach bitte! Es war nicht so schlimm gemeint.“

Unterdessen hörte man Papas Stimme „Jetzt stehen sie alle vor der Terrasse und – hörst du? Papa fängt an zu sprechen. Das kann ich dir nicht wiederholen. Ich verstehe es selber nur schwer:

... Gottes reicher Segen ... Treue ...

Einzelne Worte nur höre ich, ... schon von Vätern und Großvätern her.“

Papa spricht nicht lang, aber so eindrucksvoll, daß alle ergriffen sind. Als er geendet hat, wird gemeinsam gesungen: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen ...

Wir oben singen natürlich mit, und nun kommen mir auch ein paar Tränen, daß ich nicht unten neben den Eltern stehen kann, denn es kommt der wichtigste Augenblick, und ich berichte weiter:

„Die Vogtfrauen kommen die Stufen zur Terrasse herauf und tragen die Erntekrone zwischen sich. Die größte ist es. Du weißt doch noch, wie sie aussieht, Deta? – Eine Goldkrone aus Ähren von Roggen, Weizen, Gerste, Hafer. Ein Riese könnte sie aufsetzen. Mit bunten Bändern ist sie wieder geziert und Heiligenbildchen. Nun überreichen die Frauen sie an Papa und Mama mit einem langen Gedicht. Jede bekommt ein Goldstück von Mama, und die Frauen küssen ihr strahlend die Hand, während Mama die Tschewecken fragt: ‚Wie gehts dem Joseph? Hat er noch Schmerzen?‘ – ‚Da stah a doch, gnä’ Frau! Das Jungla woite halt mita kumma. – Dank auch schen fer alles, gnä’ Frau.‘

So nett sehen die Frauen aus, und solche Mühe haben sie sich mit der Krone gegeben!“

Jetzt habe ich mich in Eifer geredet. „Du, Deta, du glaubst gar nicht, wie schön das alles von hier durch das Bogenfenster aussieht!“

„Ob ich nicht doch schnell einmal gucken darf?“

„Aber du weißt doch, was Mama gesagt hat! Ich erzähle Dir lieber: Unterdessen sind die nächsten Frauen mit der Krone für Oma gekommen und auch die mit unserer kleinen Krone. Bubi gibt ihnen das Geld, und er bekommt auch einen Handkuß.

Ach, wären wir doch dabei! Du, jetzt kommen die Mülhchner Frauen und bringen ihre Krone den Eltern. Ist die aber schön! Da ist sogar Heidekraut dabei und Silberdisteln, wie sie an den ‚Drei Steinen‘ wachsen! Und wie goldig immer die Mülhchner Leute sind! Ich glaube, daß von hier oben überhaupt alles am schönsten aussieht. Wir haben hier den besten Platz – die goldbunten Erntekronen auf dem großen

Terrassentisch, die Eltern so würdevoll und freundlich, die drei Jungens sehen auch ganz nett aus, und Oma und Tante Hete – wie immer schwarz angezogen – neben den Kronen sitzend. Dazu die vielen freudig bewegten Menschen unter dem grünen Schattendach der Kastanien. Darüber der weite Blick in den Garten!“

Da hört man ein leises Schluchzen von Detas Bett her. Ich laufe schnell und hole Mamas dicken Morgenrock und eine Decke. – „Komm schnell, Deta, ich wickle dich ein und nehms auf meine Kappe.“

Von oben ein Jubelruf und von unten wieder Papas Stimme – jetzt aber lauter:

„Ich möchte euch noch einmal danken für euren Fleiß und eure Treue. – Gottes Segen über uns allen!

Am Abend ist bei Schlesach für euch die Tafel gedeckt, und dann spielt die Musik zum Tanze auf. Wir kommen dann auch hin, die gnädige Frau und ich.“

„Wir danken dem gnädigen Herrn“, erklang es aus vielen Kehlen. „Er lebe hoch mit allen Herrschaften!“ Dazu spielt die Musik einen Tusch und setzt sich dann an die Spitze des Zuges, der zufrieden und froh von dannen zieht.

Deta huscht in ihr Bett, und ich muß noch eine kleine Strafrede über mich ergehen lassen, als ich mit dem Morgenrock in der Hand Mama gerade in die Arme laufe und etwas verlegen erkläre, wozu ich ihn gebraucht hatte.

„Es sah so schön aus von hier oben, und sie weinte doch so und war dann nur ganz kurz auf. Ich bin daran schuld.“

Da muß Mama doch lächeln, die sonst eine Ungehorsamkeit nicht ohne Strafe durchgehen läßt.

Am Abend spielt die Erntemusik von unserem Gasthaus, das natürlich verpachtet ist, in die Einschlafträume hinein, und wir wünschen, bald dabei sein zu dürfen.

Weihnacht

Wenn die Kartoffel- und Rübenfelder auch abgeerntet waren, die flammenden Herbstfarben der Bäume versunken, die ziehenden Dreiecke der Wildgänse am Abendhimmel nicht mehr zu sehen waren, aber oft Nebelschwaden über dem Lande hingen, sodaß man sich gern am Abend am Kaminfeuer einfand, in dem dicke Wurzelkloben brannten, wenn die Gräber auf dem Friedhof zum Totensonntag geschmückt waren, und alles mit Fichtenreisig und Laub eingedeckt war, was des Schutzes gegen Kälte bedürftig ist, und man sich mehr und mehr in die Geborgenheit des Hauses zurückzog, das nach harzigem Holz und Chrysanthemen duftete, die Michaeli aus dem Glashaus hereingebracht hatte, dann fingen wir schon mit Weihnachtsvorbereitungen an. Denn für etwa hundert Menschen die Weihnachtsgeschenke so zu gestalten, daß jeder das bekommt, was ihn erfreuen könnte, das ist keine leichte Sache.

Sowie ich lesen und schreiben konnte, durfte ich Mama helfen. Deta war lieber beim Pfefferkuchenbacken und was sonst in der Küche zu helfen war, wozu sie mehr Geschick hatte als ich. Da mußte dann später, kurz vor Weihnachten, für jeden der Hausleute ein ganzes Blech Streuselkuchen gebacken werden, den sie zur eigenen Verfügung bekamen. Aber das viele Quittenbrot zu kochen, ist auch eine rechte Arbeit.

Mama sagte eines Tages: „Elisabeth, geh bitte ins Rentamt und sage dem Rentmeister, er möchte mir eine Liste aufstellen von allen Kindern, die zum Gute gehören, und sie mir so bald als irgend möglich bringen.“

„Gerne, Mama, aber soll ich nicht lieber auch bitten, daß er ja ganz genau alle Namen und das Alter einträgt? Du weißt doch, wie ungenau es voriges Jahr war.“

„Ja, tu das, es ist wirklich sehr wichtig.“

Da hat man nun so sechzig bis siebzig Namen vor sich. Manchmal waren es sogar achtzig. Die müssen erst einmal in Altersgruppen eingeteilt werden – Mädchen und Jungens. Wir kannten natürlich alle.

„Sieh mal, Mama, der Tomalla Franczek ist schon zehn Jahre alt aber noch so kindlich. Ich glaube, der freut sich mehr über ein Holzpferdchen und Handschuhe, wie die Kleinen sie kriegen, als über ein Taschenmesser und Socken.“ – „Da magst du recht haben, Lisabeth. Und was meinst du, macht der kranken Malek Hedel Freude?“

So wird über die Kinder gesprochen und bedacht, was am besten ist. Jeder bekommt etwas Praktisches und etwas zum Spielen. Die Schürzen werden meist im Hause genäht und schön verziert, wobei ich so gerne mit meiner kleinen Handnähmaschine helfe.

Wunderschön ist es, wenn ich mit nach Breslau zum Einkaufen genommen werde. Wenn dann die Sachen ankommen, muß ein Gastzimmer zur Weihnachtsstube gemacht werden. Eine ganze Puppen- und Spielzeugausstellung entsteht da. Niemand als Mama und ich dürfen hinein, denn für alle werden die Geschenke ausgebreitet. Meine liegen unter einer Decke, und es ist selbstverständlich, daß ich nie einen Blick darunter tue. Mama vertraut mir.

Immer wieder müssen die Listen durchgesehen und auch besprochen werden, durchgestrichen und neu geschrieben und mit den Sachen verglichen werden, ob denn auch wirklich alles da ist. Und zuletzt wird immer das, was für eine Familie gehört, an eine Stelle zusammengelegt.

Mehrere Male müssen wir nach Breslau fahren, bis all die verschiedenen Wünsche der Hausmädchen und die Geschenke für die Beamten, Kutscher, Gärtner, Förster usw. beisammen sind. Das kommt mir natürlich alles äußerst wichtig und interessant vor. Ganz zu schweigen von den Geschenken für die Eltern, Oma und die Geschwister. Wir Kinder kauften nie etwas, sondern machten für alle Handarbeiten unter Anleitung unserer Erzieherin oder von Mama. Ich war wohl die einzige, die aus eigener Phantasie Dinge erfand, was gar nicht so geschätzt wurde wie mühsam nach Vorschrift gefertigte. Aber Papa liebte sie! Da habe ich zum Beispiel einmal ein Kästchen erdacht und mit der Laubsäge ausgeführt, auf dem ein Männchen saß. Drückte man sein hohes Mützchen, so ging das Kästchen auf. Er hat es jahrelang für Briefmarken auf seinem Schreibtisch stehen gehabt.

Unter all diesen Arbeiten war Advent nur allzu schnell herbeigekommen. Einen Adventskranz kannten wir nicht, aber einen kleinen Tannenbaum mit einem Licht, zu dem an jedem Sonntag eins dazu kam, bis er verschwand und der große Baum erstrahlte. Aber ich will nicht vorgreifen.

Es wurden jeden Abend gemeinsam mit den Hausmädchen Advents- und Weihnachtslieder gesungen, wozu Mama oder Fräulein Trautmann, die Erzieherin, uns auf dem Klavier begleiteten. An den Sonntagen bekamen wir Großen jeder einen Stern, auf dem eine Jesaja-Weissagung stand, die wir einzeln vorlasen und dann ans Bäumchen hängten. Natürlich auch Pfefferkuchen zu knabbern waren da und die schönen Äpfel und Nüsse.

Advent ist die dunkelste Zeit des Jahres. In der Stadt versucht man sie mit künstlichem Licht zu übertönen. Wenn man aber so naturverbunden lebt wie wir damals, dann erwacht gerade in dieser Zeit ein Ahnen – mehr oder minder bewußt – von den tiefsten Geheimnissen des Daseins: Es sei denn, daß das Weizenkorn ersterbe . . . !

Wir schliefen in eisig kalten Stuben, denn es waren ja Mansarden, und so gute Isoliermöglichkeiten wie heutzutage gab es noch nicht. Sowie der Ofen am Abend keine Wärme mehr gab, drang die kalte Winternacht unaufhaltsam ein. Man fand es auch sehr gesund, kalt zu schlafen. Natürlich hatten wir über unseren Wolldecken schöne warme Daunenbetten. Wie heimelig und urgemütlich war es dann, wenn frühmorgens noch bei Dunkelheit ein leises Knistern sich hören ließ, und ein heller Schein durch den geblühten Betthimmel huschte. Da kniete Johanna am Kachelofen mit einem großen Korb voll Holz und einer Handvoll Kienspänen, mit denen sie das Feuer entzündete. Später wurden dann Äpfel ins Ofenrohr gelegt zu Bratäpfeln fürs Abendbrot. Früh zog man sich bei Kerzenschein an, und die ersten Schulstunden mußten öfters beim Licht einer Petroleumlampe abgehalten werden.

Die kurze Zeit vom Mittagbrot bis zum Dunkelwerden gegen vier Uhr wurde meistens draußen verbracht. Da wanderte man über gefrorene Saatfelder und hoffte auf Schnee. Hatte Frau Holle endlich ihre Betten

geschüttelt, dann wurde mit Skiern in den Wald gelaufen, oder Skijöring gemacht über die verschneiten Felder. Hügel hatten wir ja nicht. Sehr beliebt war es auch, ein Pony vor einen oder zwei Rodelschlitten zu spannen. Da konnte man sich gut querbeet durch den verzauberten Winterwald schlängeln. Wie oft haben Hubertus und ich das getan und das Wild an den vielen Futterplätzen belauscht. Und -- ob man wohl zu dem Weihnachtsbaum geleitet würde? -- Sonst weiß Papa natürlich, welcher es ist, denn einen bestimmten hat der Wald jedes Jahr für uns bereitet. Den zu finden, das ist die Kunst. Er muß drei Meter fünfzig hoch sein und bis unten dicht benadelt. Aber er darf nur da weggenommen werden, wo keine allzu große Lücke im Bestande entsteht.

Mit erstarren Händen und Füßen kamen wir oft zurück, daß die Tränen runterliefen, denn die Bekleidung war nicht so vollkommen wie heutzutage. Das aber tat der Freude keinen Abbruch. Es gehörte dazu und schadete nichts. Die stärkste Kälte jedoch kam meist erst nach Weihnachten, wo das Thermometer dann für Wochen auf -20 bis -30 Grad sank.

Mit einem Wolfshunger kamen wir zur Vesper herein und verzehrten Unmengen von Butterschnitten von dem kräftigen, selbst gebackenen Roggenbrot. Kuchen bekamen wir höchstens sonntags. Wir wurden da streng gehalten. Als wir uns einmal wochentags jeder ein Stück Kuchen vom Vespertisch nahmen, der bereits von Mama und Gästen verlassen war, wurden wir von ihr streng angefahren und bekamen nur trocknes Brot zum Abendessen.

Das ganze Haus lag im Dämmerlicht der Petroleum- und Spirituslampen, die in jedem bewohnten Zimmer oder Flur standen. Es gab eine extra Lampenstube, wo der Diener täglich alle Lampen putzte, nachfüllte, am Abend anzündete und hereinbrachte. Dies aber erst wenn Mama klingelte, denn wir saßen gern eine Weile im Dämmern, und sie erzählte Märchen. Manchmal auch rezitierte sie Balladen, was ich besonders liebte: „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder . . .“ oder „Der Mond schien heil, der Wind pfiß kalt, die Wölfe heulten im Föhrenwald . . .“

Wenn dann die Lampe brannte, die nur einen kleinen Kreis von Helligkeit verbreitete, las sie uns auch manchmal vor.

Man glaubt gar nicht, wie sehr das elektrische Licht die innig-warme Atmosphäre und die Transparenz der Dinge verscheucht hat. Da spielten wir Kinder im Dämmerdunkel vor dem flackernden Kaminfeuer und bauten unsere Dörfer und Burgen. -- Horch! Tappende Schritte und ein leiser Glockenton vor dem Fenster! -- Bald darauf drei dumpfe Schläge an der Haustür! -- Wie gut und beruhigend, daß Mama in der Nähe ist, denn nun kommen die Schritte näher und die dick in Pelze gehüllte Gestalt des Weihnachtsmannes tritt herein, der Abgesandte des Heiligen Nikolaus. -- Etwas ängstlich wird uns doch zumute, aber wir können ja unsere Gebete und Lieder.

Als wir größer wurden, entdeckten wir wohl, daß Papa oder Michaeli dahinter verborgen sein könnten. Aber ändert das denn etwas? Sind sie nicht Träger einer ideellen Person oder höheren Idee, wie der Priester am Altar?

Alles duftete nach frischem Tannenreisig, das der Förster gebracht hatte, und in mancher Fensternische glomm verheißungsvoll ein kleines rotes Öllichtchen. Adventslieder schallten den ganzen Tag durchs Haus. Leise Erwartungsstimmung entzündete sich in den Herzen.

Das Gespräch

Ich betrat das Jagdzimmer, um Papa Gute Nacht zu sagen. Es war dunkel, und als ich mich leise wieder zurückziehen wollte, da hörte ich seine Stimme: „Muckelchen, bist du es?“

„Ja, Papa, ich will dir Gute Nacht sagen.“

(Eben erst wird mir klar, daß ich das einzige seiner Kinder war, das von ihm mit einem besonderen Kosenamen bedacht worden war, den nur er gebrauchte.)

Papa stand am Fenster und schaute nach den Sternen. Als ich zu ihm trat, legte er seinen Arm um meine Schulter, und wir bewunderten den Orion mit dem leuchtenden Gürtel und Wehrgehänke – es war dieselbe Stelle, an der wir einmal das alte Schwert betrachtet hatten!

„Siehst du den einen großen Stern mit dem ganz ruhigen Licht?“

„Ja, er funkelt nicht so wie die anderen.“

„Das ist Jupiter, einer der sieben Wandelsterne, die du immer an ihrem ruhigen Leuchten erkennst.“ Dann zeigte er mir Widder, Stier und Zwillinge. – „Von dem großen heiligen Kreis der Zwölf kannst du immer nur einige am Himmel sehen, weil er sich rund um die Erde schwingt. Wenn du aber ein Jahr lang immer wieder hier stehst, ziehen sie alle an dir vorbei.“

Papa studierte eifrig die Zeitschrift „Kosmos“ und astronomische Bücher. Ich habe es von ihm gelernt, alle Dinge, die einem draußen begegnen, dann zu Hause in Büchern aufzusuchen, um sich näher über sie zu orientieren. Papa hatte zum Beispiel den großen „Brehm“ und viele Botanikbücher. Deshalb war alles so interessant, was er zu sagen hatte.

Dann nahm er meine rechte Hand und legte sie an meine Brust. „Spürst du das leise Klopfen?“

„Ja Papa, das ist doch mein Herz.“

„Die Macht, welche die Sterne und die Sonne ihre Bahnen wandeln läßt, diese selbe Hohe Macht läßt auch dein Herz in deiner Brust klopfen und in meiner und bei allen Menschen, damit wir tapfer sein und lieben können.“

Innige Wärme durchströmte mich bei diesen Worten.

„Wenn du älter bist und besser rechnen kannst als jetzt mit deinen vierzehn Jahren, dann können wir einmal auch über das Platonische Weltenjahr sprechen, zu dem dein Herzschlag gehört. – Auch vom Goldenen Schnitt erzähle ich dir dann einmal.“

Ganz zauberhaft klangen mir diese Worte! Aber ob ich jemals würde besser rechnen können?

Papa sprach weiter mit seiner klangvollen warmen Stimme, und hier im Sternenschein erschien sie mir wieder ganz geheimnisvoll. „Jetzt ist es kalt in der Welt, die Nacht wird immer länger, die Bäume stehen kahl, und alle Blumen sind verschwunden und das Grün. Weißt du noch, wie im Herbst eines nach dem anderen verging? Wurdest du da traurig?“

„Nein Papa, das habe ich leider gar nicht gespürt, daß ich da traurig wurde. Ich merkte nur, daß ich ganz froh war und glücklich und leicht. Viel mehr als im Frühling. War das unrecht?“

Papas blaue Augen strahlten. Ich konnte es selbst im Sternenlicht gewahren.

„Wenn du es so erlebst, das ist gut. Dann kann ich mit dir schon von den Geheimnissen des Lebens sprechen.“

Nun strahlte ich, und ich glaube, er hat es gemerkt.

„Was meinst du denn, weshalb du froh wurdest?“

„Das weiß ich nicht – und wunderte mich darüber.“

„Ich will versuchen, es dir verständlich zu machen: Sieh einmal, wir singen doch: In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ew'ge Gut. – Du sagst, du wurdest so glücklich und leicht und wundertest dich darüber. Das kommt, weil du fühltest, Du gehörst zu Ihm, den aller Weltkreis nie beschloß.

Weihnachten feiern wir nicht umsonst gerade, wenn es am dunkelsten ist. Weißt du, das ist das Geheimnisvolle, daß der Tod nicht töten kann, auch wenn es nach außen hin den Anschein hat. Du weißt es ja schon lange! – Denk an das Schwertgeheimnis!

Weil du beim äußeren Vergehen das Hereinstrahlen des „Ewigen Lichts“ gespürt hast, deshalb wurdest du froh, mein Kleines.

Denk, wie hat uns der Sommer beschenkt! Jedes Jahr von Neuem, damit wir immer reifer und besser werden, bis wir einst heimkehren dürfen – zum Ewigen Licht! – – Aber nun als urteilsfähige Persönlichkeit! Darauf kommt es an. – Dazu ist auch Schwertmut notwendig!“

Kein Wort konnte ich mehr hervorbringen, so erschüttert war ich. Denn hier war ausgesprochen, was ich fühlte!

„Damit die Menschen das nicht vergessen sollen, deshalb nahm das Ewige Licht Menschengestalt an als Kindlein in der Krippe bei Ochs und Eselein. Kannst du das verstehen, mein Kleines?“

Nur ein energisches Kopfnicken gibt ihm Antwort. Da gab der Vater seinem Töchterchen den Gute-Nacht-Kuß und sagte: „Nun schlaf gut, mein kleines Persönchen und freue dich auf Weihnachten.“

„Danke Papa! Danke!“

Zwei Tage vor Weihnachten durften wir allen alleinstehenden alten Weiblein etwas bringen. Nach Mühlchen, Hälterhäuser und Neu-Marchwitz fuhr Wilhelm uns, und zu denen in Groß-Marchwitz wanderten wir mit kleinen geschmückten Christbäumchen und einem Korb mit Festbraten, Pfefferkuchen und warmer Bekleidung.

Einen Tag vor Heilig Abend ereignete sich das, was mir in besonders zauberhafter Erinnerung ist:

Die große Kinderbescherung

War es nun die Atmosphäre, die durch so viele freudig gestimmte Herzen entstand? Oder war es der Glanz der zwei Christbäume auf der langen weißen Tafel, überladen mit Spielzeug, der Duft, der aus den großen Waschkörben mit Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen strömte, oder der eigenartige Zauber, der dadurch entstand, daß sich das alles draußen auf unserer riesiggroßen Veranda abspielte, wo der Zauberschäuch der Winternacht hereinströmte, der die Weihnachtslichter ab

und an aufflackern ließ? Ich weiß es nicht, aber ich höre noch das Knirschen des Schnees unter den eilig herannahenden Füßen! Nie sonst klang „Ihr Kinderlein kommet . . .“ so freudig bewegt wie hier, von so vielen Kinderstimmchen und von ihren Müttern gesungen!

Wir standen auf den Stufen in der Mitte der Veranda. Papa las das Weihnachts-Evangelium, dann rief Mama eine Familie nach der anderen auf, und jeder bekam das ihm Zugesagte. Dann zogen sie um die lange Tafel herum, um sich ihre Schürzchen und Mützen mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen von uns Kindern füllen zu lassen. Zum Schluß der Feier erschallte in die Winternacht hinaus das „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ sodaß auch die Tiere es vernehmen konnten. Ein kleiner Vogel gab im Traum zwitschernd Antwort und unsere Heidschnucken im Garten ließen sich vernehmen. Ob wohl die Hasen und Fasanen es auch gespürt haben, als sie am nächsten Morgen zu den Futterplätzen im Garten kamen?

Im Hause war schon seit Tagen strengstens untersagt, in den Saal zu gehen. Mama und Papa walteten dort geheimnisvoll. Raschelndes Papier und mancherlei ungewöhnliche Geräusche waren das einzige, was wir erfuhren. Aber nein, da war noch etwas Besonderes! Mit verbundenen Augen führte Papa einen nach dem anderen von uns durch die Weihnachtsstube. Welch unbeschreibliche Atmosphäre war dort zu spüren und welcher Duft! Einen Augenblick wurde die Binde gelüftet – aber so kurz, daß eigentlich kein Augenblick möglich war – man schaute in ein Traumland!

„Was hast du gesehen?“ wurde der Herauskommende bestürmt. Aber niemand konnte es sagen.

Vorher schon hatten wir aber zusehen dürfen, wie der Stellmacher auf der Veranda den Baum im Ständer so befestigte, daß er keinesfalls kippen konnte. Dann verschwand auch er hinter den verschlossenen Türen. Übrigens waren sie niemals zugeschlossen. Wenn es deutlich und klar gesagt war, daß der Saal nicht betreten werden dürfe, so genügte das.

Eine lange Reihe von Weihnachtsbäumen hatte auf dem Hof gestanden, wo sich jede Familie einen holen durfte. Ich konnte mich später schwer an die Tatsache gewöhnen, daß man Weihnachtsbäume kaufen kann.

„Heiligabend-Vormittag ist noch ein strenger Arbeitstag“, war ein Ausspruch von Mama. Es gab aber offiziell drei Feiertage, an denen nicht gearbeitet wurde, außer dem was immer nötig ist: Kinder, Blumen, Vieh versorgen und kochen.

Früher ging man am Heiligen Abend in die Ställe und brachte den Tieren ein Festmahl. Das war versunken und bei einem so großen Betrieb wohl auch kaum durchzuführen. Aber unsere Ponys besuchten wir natürlich und brachten ihnen Zucker, setzten uns im Stall auf ihren Rücken, klopfen ihnen den Hals und flüsterten ihnen ins Ohr: „Es ist Weihnachten!“

Nach dem Mittagbrot wurde es überall stille. Wir mußten heute alle Mittagsschlaf halten, um lange aufbleiben zu können. Dann zogen wir Mädchen weiße Sommerkleider an und die Jungen weiße Matrosenanzüge. Es war überall ungewöhnlich stark geheizt worden. Oder wir kleideten uns in unsere Kostüme, wenn wir ein kleines Krippenspiel aufführten, das Mama meist gedichtet hatte.

Im Kinderzimmer standen ein Streuselkuchen, ein Mohnstriezel und Milch, von denen wir uns nehmen konnten, was und wann wir wollten. Das durften wir sonst nie.

Das alles ging im Dämmerlicht vor sich, bis es gegen vier Uhr dunkel wurde, und wir ohne Licht stille saßen und warteten. Es wurde nur leise geflüstert, um ja sofort Papas Ruf zu hören. Da liefen wir hinunter und warteten wieder, nun mit allen Hausleuten zusammen – bis die Weihnachtsklingel ertönte und die große Flügeltür sich öffnete, aus der ein unbeschreiblicher Glanz und Duft uns entgegenströmte. Mit dem Gesang eines Weihnachtsliedes zogen wir ein. Wir Kinder blieben in einer Reihe stehen und sagten unsere Gedichte oder führten unser Spiel auf, nachdem Papa die Weihnachtsgeschichte vorgelesen hatte.

Dann führten Papa und Mama jeden an seinen Platz. Nach alter Sitte zuerst die, welche das ganze Jahr lang für uns gearbeitet hatten. Dann erst kamen wir daran, das Kleinste zuerst. Ich mußte also bis fast zuletzt warten, bis ich an meinen Tisch hinter dem Weihnachtsbaum geführt wurde. Es konnte mir aber nicht schwer fallen angesichts dieses Baumes! Er strahlte von unzähligen großen weißen Kerzen und darunter stand eine Krippe im Schutz seiner Zweige. Papa war es, der ihn immer schmückte mit einzelnen Kaskaden von Silber, dem schönen Wuchs der Fichte folgend, sodaß man ganz überwältigt stand vor ihrem Glanze!

Ehe die Hausleute mit ihren Geschenken davonzogen, wurde noch gesungen. Papa wünschte: Gelobet seist du Jesus Christ.

Das ewge Licht geht da herein,
gibt der Welt ein' neuen Schein;
es leucht't wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht
Kyrieleis

Unsere Blicke trafen sich in innigem Verstehen. — — —

Ein halbes Jahr nach dem Weihnachtsgespräch war mein fünfzehnter Geburtstag und vierzehn Tage später brach der Krieg aus. Papa meldete sich sofort freiwillig.

Wir lebten von der Hoffnung auf Wiederkehr und wußten nicht, daß auch für Groß-Marchwitz bereits eine Seite im großen Schicksalsbuch umgeschlagen war, die nie wieder zurückgeblättert werden kann.

VI

Kriegszeiten

„Die Geistgeburt fängt mit dem Sterben an“

Albert Steffen

Am ersten August 1914 brach der Krieg aus, nachdem alle Friedensbemühungen des Deutschen Reiches ergebnislos geblieben waren.

Unser Gut Groß-Marchwitz lag, wie früher beschrieben, in Mittelschlesien ganz nahe an der russischen Grenze. Man mußte also auf Kampfhandlungen in unserem Gebiet gefaßt sein. Deshalb schickten die Eltern uns fünf Kinder sofort zum Großvater Zastrow in die Nähe von Görlitz.

Unser Kutscher Wilhelm als grundzuverlässige Persönlichkeit wurde beauftragt, uns nach Schloß Schönberg zu bringen. Er hatte den Gestellungsbefehl noch nicht bekommen. Es fiel uns sehr schwer, weg zu müssen – gerade in einer so aufregenden Zeit. Aber gewohnt, selbstverständlich den Anordnungen der Eltern zu folgen, fügten wir uns ohne Widerrede.

So habe ich nicht miterlebt, wie mein Vater wegging, der sich sofort freiwillig gemeldet hatte, obwohl er fast fünfzig Jahre alt war. Man kann heute kaum noch die Stimmung nachempfinden, in der wir begeistert bereit waren, alles einzusetzen zur Verteidigung des Vaterlandes, zum Schutz der deutschen Kultur. Wo sind jetzt die geistigen Flügel des deutschen Genius geblieben, deren Rauschen wir in unserer Jugend noch mitreißend vernahmen? Daß der Krieg heute in keinem Fall ein Mittel zur Erhaltung sondern nur zur Vernichtung aller Kultur sein kann, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Mein Vater kam nicht an die Front, da er nicht Reserveoffizier war, sondern als Oberleutnant den Abschied genommen hatte. Ich entsinne mich, daß er beim Gerätewesen in Ostpreußen, in Tschenstochau und Grodno war und bald zum Hauptmann befördert wurde.

Wir litten in der Fremde an der Unzugänglichkeit meines Großvaters, und seine zahlreichen Diensthofen waren ebenso unzugänglich. Das machte auf uns einen düsteren, liebeleeren Eindruck. Ganz im Gegensatz zu Groß-Marchwitz, wo alle Menschen und alle alten verzauberten Dinge und Wesen Freunde waren. Der Großvater wohnte in dem großen Schloß nur mit einer seiner Töchter, die Oberin des Schönberger Waisenhauses war, das meine Großmutter gestiftet hatte, die leider nicht mehr lebte. Von ihren sechs Kindern war meine Mutter als die Jüngste ihr wohl am ähnlichsten. Als Tochter des Reeders und Begründers der ersten Mittelmeer-Schiffahrtslinie Robert Miles Sloman ist sie sehr weltoffen und liebevoll gewesen. Durch die Urgroßeltern tragen wir zu unserer schlesischen Abstammung ein internationales Erbe in uns, quer durch Europa: Vom griechischen Uradel bis zum friesischen Fischer, von England bis zur französischen Schweiz. Das vereinte Europa wie vorausahnend. Der Urgroßvater war nicht nur ein äußerst tüchtiger „königlicher Kaufmann“, sondern ein tiefgütiger Mensch. Eine der ersten Fahrten durchs Mittelmeer nach Konstantinopel durften meine Eltern mitmachen.

Unser Heimweh wurde noch schlimmer, als mein sechzehnjähriger Bruder, Hans-Guido, und auch mein zweiter Bruder, Jost, wieder in ihre Internate mußten. So blieben meine Schwester Deta, der kleine wonnige Hubertus und ich übrig. Es waren ja Sommerferien gewesen. Nun kam unsere Erzieherin, um uns zu unterrichten, aber ihre Persönlichkeit war leider nicht geeignet, mildernd auf unser Heimweh zu wirken.

Hier in Schönberg wurde mir an meiner Tante so recht bewußt, welche eindrucksvolle Wandlung sich bei meiner Mutter vollzogen haben mußte an der Seite meines Vaters. Ich fing an zu durchschauen, was es gewesen war, das mich gerade als kleines Kind manchmal in so starke Abwehr der Mutter gegenüber versetzt hatte: Diese furchtbare pietistische Art, überzeugt zu sein, der Mensch sei böse und sündig aus der Natur seines Wesens. Wie sehr hatte sie sich davon befreit!

In Schönberg lebten wir eigentlich den ganzen Tag in einer gewissen Erstarrung, und unser einziger Trost war, daß wir fortwährend leise vor uns hinsummten:

„Mein Herz ist in Groß-Marchwitz,
mein Herz ist nicht hier.

Mein Herz ist in Groß-Marchwitz
im wald'gen Revier.“

– Und so unzählige Verse, die wir nach: „My heart's in the highlands“
gedichtet hatten.

„Mein Herz ist in Marchwitz
wo immer ich geh!“

Auch versuchte ich aus der Erinnerung das Marchwitzer Haus und den
Garten zu malen.

So kann man sich denken, wie glücklich wir waren, als wir plötzlich im
Oktober von dem Großvater nach Hause geschickt wurden, ohne daß
er nach der Kriegslage fragte. Für die Mutter war das eine unbeschreibliche
Sorge, denn wir wurden gerade in die kritischste Situation
hineingeschickt! Wenn im „Ploetz“ steht, nachdem über die Ereignisse
in Ostpreußen im August und September gesprochen wurde: „Weiter
südlich verhinderten die Deutschen vor dem Winter noch bei Lodz ein
russisches Vordringen nach Schlesien und Posen“, so sagt das nicht
viel. Ich möchte aber erzählen, wie wir es erlebten.

Es war Tatsache, und wir wußten es, daß keinesfalls ausreichende
deutsche Truppen an der schlesischen Grenze standen, um einem
Angriff der Russen standhalten zu können, und es wurde gemunkelt,
daß ein Teil von Schlesien preisgegeben werden sollte, um eine ähnliche
Einkesselung zu ermöglichen wie in Ostpreußen.

Einige Gutsfrauen waren mit ihren Kindern weggegangen, und insofern
die Männer im Kriege waren, hatten sie ihre Güter der Obhut von
Beamten überlassen. Einige blieben, zu denen meine Mutter gehörte.
Sie sagte: „Ich gehe nicht weg, ohne alle meine Leute mitzunehmen
und so viel Vieh als möglich.“ Da trat so recht ihr altes Kreuzfahrerblut
in Erscheinung! (Bei Feindbesetzung ist die Intelligenz am gefährdet-
sten.)

Sie fuhr zum Landrat, um zu erfahren, was für Anordnungen getroffen
wären und vor allem, wo wir am besten über die Oder kommen
könnten. (Das Problem vom Jahre 1945!). Zum Unglück war unser
guter Landrat, Herr von Marées, mit dem wir befreundet waren, kurz
vor Kriegsausbruch gestorben. So war nur ein Landratsamts-Verweser
da, der sich um nichts gekümmert hatte.

Daraufhin rief meine Mutter die Beamten und Pferdeknechte zusam-
men – letztere waren zum Teil Jungens, weil die Väter eingezogen
waren – und es wurde ein genauer Fluchtplan für den Notfall
besprochen. Es kam ja dann zum Glück nicht dazu, daß wir fliehen
mußten. – Erst 31 Jahre später haben die Menschen in Schlesien dieses
Schicksal erleiden müssen.

Aber es wurde doch sehr brennend, als eines Tages alle Männer und
alle Jungens von vierzehn Jahren aufwärts von der Feldarbeit gerufen
werden mußten, um binnen zwei Stunden auf dem Namslauer Bahnhof
zu sein. Sie sollten weggebracht werden – ebenso die Lazarette – weil
die einfallenden Kosaken manchen, die irgend wehrfähig sein könnten,
die Hand abgehackt hatten. Dies erfuhr ich erst später.

Meine arme Mutter! – muß ich jetzt denken, während wir damals noch
keinen blassen Schimmer vom Grauen des Krieges hatten, sondern nur
von Heldentaten zur Verteidigung der Heimat hörten und träumten.
Betrübt war ich, nicht einige Jahre älter zu sein, um mich als
Rote-Kreuz-Schwester melden zu können. Ein Mann zu sein, habe ich
nie gewünscht wie damals viele Mädchen, denn ich wußte ja, daß ich
„dieses Mal“ gerade eine Frau sein wollte.

Wir fanden alles höchst interessant, auch daß wir nicht weit weg vom
Hause gehen durften, höchstens bis zur Feldscheune, um jederzeit
gerufen werden zu können. Bis dahin hörten wir den Gong. Aber auch
etwas anderes hörten wir, nämlich den Kanonendonner von Tschens-
tchau herüberdröhnen! Zum Glück wurde der Befehl zum Abtransport
schnell rückgängig gemacht. Wie ein Wunder war es, daß die
ungenügend geschützte Grenze nicht von der russischen Armee über-
rannt wurde, und es scheint recht glaubhaft, was erzählt wird: Der

Fürst Pless, der riesige Besitzungen in Oberschlesien hatte, habe den russischen kommandierenden General mit einer Million Mark bestochen!

Unterdessen wurde es möglich, genügend deutsche und österreichische Truppen heranzuschaffen. Nacht für Nacht hörte man von Namslau her das ununterbrochene Rollen der Truppentransportzüge nach dem Osten. Meine Mutter lag wach und lauschte, und ein Stein nach dem anderen fiel ihr vom Herzen!

Frau von Marées hatte Bahnhofsdienst in Namslau eingerichtet, um die durchziehenden Soldaten zu verpflegen. Da durften Deta und ich helfen, was wir mit großer Begeisterung taten. Manchmal gaben wir einem der Offiziere eine Karte mit unserer Adresse: „An die Groß-Marchwitzer Kinder“. Wir baten, sie uns aus dem Felde zu schicken. Das gab manche nette Korrespondenz, und wir hatten außer unseren Leuten noch eine Anzahl Soldaten, die wir mit Feldpostpäckchen versorgten, und für die wir eifrig strickten. Die nettesten Briefe aber waren doch die „unserer Leute“, weil sie so unbeholfen unmittelbar waren. Einer ist mir in Erinnerung: „Ich bestätige hiermit dankend den Brief des gnädigen Fräuleins. Wo das Päckchen geblieben ist, darüber schweigt des Sängers Fluch. Aber ich freue mich nun zu wissen, wie es meiner Familie geht“.

Wie schön war es auch, große Körbe voll der letzten Herbstblumen ins Lazarett zu bringen.

Natürlich herrschten allerlei alarmierende Gerüchte, wie oft in solchen Zeiten. Da hieß es, es wären Spione unterwegs, die Gold in ihren Autos verborgen hätten, das sie nach dem Osten durchschmuggeln wollten. In allen Dörfern waren Autosperren errichtet, die von den Bauern bewacht wurden. Man muß sich aber vorstellen wie selten überhaupt ein Auto kam! Es war noch gar nicht lange her, daß es in unserer Gegend welche gab. Am Anfang war es immer sehr aufregend gewesen, auf der Chaussee einem Auto zu begegnen, weil die Pferde, die das nicht kannten, scheuten. Schnell mußte einer von uns absteigen, um sie vorn am Zaumzeug zu halten, damit sie nicht seitlich in den Graben

sprangen. Langsam nur gewöhnten sie sich. So anders sahen die Straßen damals aus! Da war immer noch die eine Seite „Sommerweg“, also nicht chaussiert. Fuhr man z.B. gerade links auf dem Sommerweg, dann brauchte man einem Auto nicht auszuweichen, das einem entgegenkam.

Immer mehr Todesnachrichten erreichten uns, und ich wuchs in den Ernst des Krieges langsam hinein und baute nicht mehr mit den Zinnsoldaten meiner Brüder: „Die Eroberung der ersten französischen Fahne bei Lagarde“, sondern ich versuchte zu helfen. Viele Männer wurden zu den Waffen gerufen, so daß es schwer war alle notwendigen Arbeiten zu bewältigen.

Unsere 3 Rappen waren mit vielen Ackerpferden natürlich sofort weggeholt worden, aber wir konnten einen kümmerlichen Ersatz aus dem Pferdelaazarett kaufen. Ich schaltete mich so viel wie möglich ein, um den kleinen Stalljungen zu entlasten, der wirklich nicht alles schaffen konnte. Besonders wenn viele notwendigen Fahrten zu machen waren, fuhr ich manchmal mehrere Stunden am Tage die Pferde. Die großen Tiere anzuschirren ist keine Kleinigkeit!

Auch Michaeli, der Gärtner, war im Felde, und die Gärtnerei mußte von seiner Familie und einer Gartenfrau versorgt werden. Da half ich, soweit ich konnte. Wie fehlte es mir jetzt, daß ich Michaeli nicht hatte dazu bewegen können, mir seine Mondgeheimnisse zu verraten. Das sei altmodisch und nichts für die Herrschaft, fand er. Aber ich hatte doch gemerkt, wie wichtig es ihm war, sich nach den Mondphasen zu richten und nach dem Stand der Planeten.

Der wahre Grund, weshalb niemand wagte von diesen Dingen zu sprechen, war aber die große Sorge, daß es als Hexerei angesehen werden könnte. Von der alten Mieke, die Warzen und Rose und was sonst nicht alles „besprechen“ konnte, war auch gar nichts herauszukommen. Aber mit dem Mond hatte sie es auch zu tun.

Das Brot backten wir selber in einem Backhaus auf dem Hof. Natürlich wurde mit Holz und zwar mit riesig großen Scheiten geheizt. Das Brotbacken lernte ich nun und merkte, wie anstrengend es ist, den Teig

für so viele Fünfpfund-Brote zu kneten. Aber es machte mir Spaß, da ich praktische Arbeit liebe. Als ich später in Afrika Brot ohne Backofen backen mußte, gelang es mir in einem Erdloch, weil ich so sicher wußte, worauf es ankommt. Aber vor allem: Ich dachte nun darüber nach, was für eine besondere Bewandnis es doch mit dem Brote hat! Ein Jahr mühsamer Arbeit gehört dazu, bis das Mehl da ist. Und nicht nur die Arbeit der Menschen macht es. Wie viele Tiere sind beteiligt! Angefangen beim Regenwurm bis zu Ochse und Pferd. Jedoch das ist nur die e i n e Seite. Ein jeder weiß es, daß alles nutzlos wäre ohne des Himmels Segen! Aus Gottes Händen nehmen wir das Brot. Das Bild der schlesischen Hausmutter, die mit dem Messer ein Kreuz über den Brotlaib zeichnet, ehe sie ihn anschneidet, bekam seinen tiefen Sinn für mich; auch weshalb wir immer angehalten wurden, das Brot sorgsam richtig hinzulegen, und nie mit Brot zu spielen, weil sonst der Segen aus dem Hause geht. Denn der Herr nahm das Brot, dankte und brach es und gab es uns Menschen als seinen Leib. Niemals habe ich meine Mutter, die eine vorbildliche Gastgeberin war, so scharf einen Gast zurechtweisend erlebt als einen, der anfang, Brotkügelchen zu machen. Und das Tischgebet! Von klein auf hörte ich es meinen Vater sprechen. Wie vertiefte sich nun alles durch Arbeit und Denken!

Meines Vaters Urlaubstage waren immer ein besonderer Lichtblick. Wir hatten unterdessen einen reizenden kleinen gut gefederten Ponywagen – anstelle des alten, der ja gar keine Federn hatte. In dem durfte ich ihn überall in Marchwitz herumfahren und auch am Abend zum Pirschen. Ich hatte vom Schmied einen Gewehrhalter anbringen lassen, wie am großen Jagdwagen. Bei einer besonders schönen und erfolgreichen Pirschfahrt schenkte mein Vater mir einen Dolch! Ihr Kinder von heute, die ihr immer gleich alles bekommt und oft sogar doppelt und dreifach, könnt euch wohl kaum vorstellen, w i e glücklich ich darüber war! Ich besitze ihn heute noch, nach mehr als 55 Jahren. Und was hat er mir für Dienste geleistet, sogar jenseits des Äquators!

Wenn Papa und ich abends zurückkamen, hatten die anderen schon gegessen, und wir saßen dann allein zusammen mit einem Glas Moselwein und einer Zigarette. Das war oft sehr lustig. Da versuchte er mir beizubringen, immer das letzte Wort zu haben. Das wurde in Rede und Widerrede geübt! Mein Vater erzählte mir aber auch von seinen

Erlebnissen, und ich war übergücklich, langsam immer mehr einen Freund in ihm zu bekommen. Viel ausgeglichener war er geworden und nicht mehr so streng.

Einmal hatte ich an dem geliebten Jagdwagen einen Kotflügel kaputtgefahren, kurz ehe mein Vater auf Urlaub kam, und mir war recht beklommen zumute im Gedanken an die zerbrochenen Deichseln. Aber er sagte nur ganz ruhig: „Der muß zur Reparatur gebracht werden, falls noch jemand da ist, der so etwas machen kann.“

Hans-Guido meldete sich freiwillig und machte das Notabitur. Mit 17 Jahren kam er ins Feld. Er ging zum 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiment in Berlin. Der Kommandeur, Herr von Heydebreck, ein Freund meines Vaters, nahm ihn an, was damals nicht ganz einfach war, bei der Bereitschaft der Jugend, sich fürs Vaterland einzusetzen. Meine Mutter und ich fuhren nach Berlin, um Hans-Guido vor dem Ausrücken noch einmal zu sehen. Unvergessen ist mir, wie das schmale Bürschchen in einem viel zu weiten Kommißrock steckte, und wie schlecht ihm die schildlose Mütze stand. Wir wollten Abendbrot im „Adlon“ essen, um ihn dann zu seinem Nachtzug zu geleiten. Seinen riesigen Tornister mit dem darauf geschnallten Stahlhelm hatte er neben sich gelegt, weil es Vorschrift war, sich nicht davon zu trennen. Nachdem meine Mutter schon das Essen bestellt hatte, kam ein Kellner an unseren Tisch: „Ich soll Ihnen sagen, gnädige Frau, daß hier nur für Offiziere serviert wird.“ Meine Mutter lachte, nannte ihren Namen und sagte: „Dies ist mein Sohn, der heute nacht als Fahnenjunker ins Feld geht. Ich glaube, es ist nicht ganz am Platze, was Sie da sagen.“ Da entschuldigte sich der Kellner.

Wie sehr wurde ich an das Ins-Feld-gehen meines Bruders erinnert, als ich 1940 meinen Sohn ebenso in Berlin zur Bahn begleitete, nun aber von den Erlebnissen des letzten Krieges bis ins Innerste verwundet und voller Sorgen, was ein von Deutschland angefangener Krieg für Folgen haben würde; während Georg in junglichem Idealismus nur daran dachte, sein Vaterland schützen zu helfen.

Hans-Guido kam zur Reitenden Abteilung, die in den Vogesen lag. Immer wieder schrieb er ganz begeistert von seinem „Herrn Hauptmann“, nie aber den Namen. Aus den noch sehr kindlichen Briefen

meines Bruders klangen immer zwei Dinge: Wie streng der Herr Hauptmann im Dienst wäre, aber er könne alles immer am besten. Ganz gütig-väterlich sei er außerhalb des Dienstes und würde immer erst für alle anderen sorgen bis zum letzten Mann und Pferd, ehe er an sich dächte. So bildete sich in mir ein Idealbild des Kommandeurs meines ältesten Bruders.

Endlich erfuhren wir, daß der „Herr Hauptmann“ Herr von Arnim hieß, seinen Vornamen aber erfuhren wir nicht.

Etwas sehr Erschütterndes muß ich nun berichten: Der einzige Sohn unseres Inspektors, Viktor, unser treuer Spielkamerad all die Jahre hindurch, hatte sich auch freiwillig gemeldet. Einen Tag, ehe er ins Feld gehen sollte, kam er durch den Leichtsinn seines Zimmerkameraden ums Leben. Der zielte zum Scherz mit seinem Revolver auf Viktor und drückte los, nicht wissend, daß die Waffe geladen war. Der Schuß war tödlich.

Wie hervorragend waren doch meines Vaters strenge Anweisungen, die wir von kleinauf bekommen hatten, sodaß sie uns in Fleisch und Blut übergegangen waren: n i e auf einen Menschen zu zielen, nicht einmal mit einem Stock. – Im Kriege mußten sie es dann – die armen Jungens!

Unterdessen waren die Lebensmittel rationiert und auch für die Landwirtschaft strenge Vorschriften erlassen worden. Meine Mutter richtete sich genau danach und sagte: „Ich will nicht mitschuldig sein, daß andere hungern müssen und Deutschland nicht durchhalten kann aus Lebensmittelmangel. Wenn Mann und Sohn im Felde stehen, so will auch ich mein Bestes tun.“

Nur während der Ernte war sie einverstanden, daß die Pferde mehr als die vorgeschriebene Menge Hafer bekamen. „Wenn uns die Tiere vor Schwäche umfallen, ist niemandem damit geholfen“, sagte sie. Leider war sie aber nicht in der Lage, unseren Inspektor zu der selben Haltung zu veranlassen. Sie merkte, daß er sich ganze Eimer voll Milch aus dem Kuhstall holte und sich mit allem reichlich versorgte. Er war sehr selbstherrlich geworden und nutzte seine Unentbehrlichkeit weidlich aus. Die wenigen Urlaubstage meines Vaters konnten nichts daran ändern.

Im Grunde brauchten wir natürlich nicht ausgesprochen zu hungern, obwohl auch Brot und Butter jedem genau in der Woche zugeteilt wurden. Ich hatte mir das Essen recht abgewöhnt, sodaß meine Mutter Sorge wegen meiner Zartheit bekam, denn die Unterernährung machte sich langsam bemerkbar. Mein Brot aß ich nicht auf und kämpfte dann schwer mit mir am Ende der Woche, wem ich den Rest geben sollte: Meinem Bruder oder meiner „Anczu“.

Ich hatte nämlich zu meinem unbeschreiblichen Glück ein Panjepferdchen bekommen, das der Inspektor aus dem Pferdelazett gekauft hatte. Er wollte es nicht hergeben, obwohl es im Acker nicht zu gebrauchen war. Meine Mutter sagte ihm mehrere Male: „Herr . . . ich möchte den kleinen Schweißfuchs, den Sie da kaufen konnten, im Kutschenstall haben.“ – „Selbstverständlich, gnädige Frau“, war die Antwort. Aber es geschah einfach nicht. So weit war es schon gekommen! Eines schönen Sonntags ging meine Mutter mit mir in den Ackerpferdestall, ich band das Tierchen los und führte es in den Kutschenstall. Immer „ja“ sagen und „nein“ tun, nahm sich der „Herr Oberinspektor“, wie er sich selber nun nennen ließ, heraus. Das Pferd aber wieder aus dem Kutschenstall wegzuholen, wäre zu weit gegangen.

Nie werde ich Mama vergessen, daß sie das tat, was immerhin sehr ungewöhnlich war, denn Anczu war für mich das Glück all der Kriegsjahre. Sie wurde dann so zahm, daß sie hinter mir hertrötete, wenn ich draußen abstieg, um ein Stück zu Fuß zu gehen. Dabei wollte sie aber ganz nahe bei mir sein und legte ihren Kopf auf meine Schulter und drängte sich so dicht heran, daß sie mir ab und an auf die Hacken trat, was recht weh tat. Aber ich mußte es dulden, so rührend war es. Wenn ich den Stall betrat oder auch nur zum Fenster hinaus dem Staller, der sie mir vorführte, etwas sagte, wieherte sie vor Freude!

Auch einen Beschützer hatte ich in diesen unruhigen Zeiten, wenn ich weite Wege zu Fuß machte. Es war Lux, mein Deutscher Schäferhund, der auf den Mann dressiert war und mir aufs Wort gehorchte. Nachts schlief er vor meiner Tür.

Unser Apfelkeller lag im Hause meiner Großmutter, denn unsere alten, fensterlosen Keller waren völlig unbrauchbar für Vorräte. Es gehörte zu

meinen Aufgaben, die Äpfel durchzusehen und herüber zu bringen, was wir brauchten. Zwei Körbe voll trug ich über den Hof; jedoch einer nur kam gefüllt in der Speisekammer an, den anderen hatte ich an alle Kinder verteilt, die ich traf. So machte ich es immer, und wenn mich die Kleinen irgendwo kommen sahen, riefen sie schon von weitem: „Schenk mer a Äppel – – schenk mer a Äppel!“ – Ganz süß! Wenn man eins anredete, so schlug es schnell die Schürze vors Gesicht, weil es sich genierte.

Über einen Teil von Wild und Geflügel konnten wir frei verfügen, sodaß wir doch recht vielen Städtern Pakete schicken und weiter alle unsere Kranken versorgen konnten. Auch einige hungernde Kinder aus Breslau hatten wir aufgenommen, die ich betreute und mir dabei zum zweiten Mal in meinem Leben Läuse holte, indem ich ihre vertilgen wollte.

Viele Familienväter standen im Felde, einige waren gefallen. Wie oft hat meine Mutter versucht zu trösten: „Ihr seid nicht verlassen und verloren in der Welt. In Marchwitz ist jeder geborgen und hat sein Leben.“ –
Sie wußte nicht, was ihr noch alles bevorstand!

Die Frauen und die halbwüchsigen Jungens mußten die Hauptlast der Feld- und Stallarbeit bewältigen. Da gelang es meiner Mutter, einen Kindergarten einzurichten, damit wenigstens die Kleinen besser versorgt werden konnten. Schließlich bekamen wir serbische Gefangene für die Landarbeit, die tüchtig und ordentlich und an diese Arbeit gewöhnt waren. Das war eine große Entlastung vor allem für die Frauen.

Aber es fing doch eben schon an, daß Unzufriedenheit entstand. Sozialdemokratische Redner – damals ganz anders als heute – kamen ins Dorf und versuchten, gegen die Gutsherrschaft aufzuhetzen. Ich ging manchmal ins Gasthaus, um mir die Reden anzuhören. Eine Frau erklärte: „Unsere Herrschaft sorgt für uns“, und sie erwähnte auch den Kindergarten. Jedoch solchen Argumenten: „Das tun sie nur, um euch besser ausnutzen zu können“, waren unsere harmlosen Leute nicht gewachsen.

Die Urlauber brachten zum Teil auch umstürzlerische Ideen mit, und es kam so weit, daß wir von den Jüngeren nur zögernd oder gar nicht mehr begrüßt wurden.

Da muß etwas geschehen, beschloß ich. Kontakte bekommt man immer am besten durch die Kinder. So besprach ich mit meiner Mutter, daß ich jeden Sonntag mit den Kleinen „Sonntagsschule“ halten und mit den Großen spielen wollte. Mama hatte Bedenken, weil die meisten Kinder katholisch waren, und es nicht den Anschein erwecken durfte, als wolle ich sie evangelisch beeinflussen. Eine Fahrt zum Pfarrer in Namslau brachte die Lösung dieses Problems, indem meine Mutter ihm erklärte, daß ich nichts anderes beabsichtige, als der Verwilderung der Kinder zu steuern. Des war er zufrieden.

Mit den großen Jungens spielte ich in unserem Garten wilde Jungensspiele. Da ich ihnen gewachsen war, wurden wir bald Gutfreund, und ich konnte ihnen Vorbild sein, und wenn schlechtes Wetter war, ihnen Geschichten erzählen oder vorlesen. Was war das jetzt für ein frohes Begrüßen, wenn wir über den Hof gingen! Als ich später verheiratet war, konnten sich die Kinder das gar nicht vorstellen und riefen, wo sie mich nur erblickten, hinter mir her: „Gnädiges Fräulein Elisabeth, könn wer wida spiela kumma?“

Der Oleg Paul war mein besonderer Liebling. Er ist später mein Stellmacher geworden als Nachfolger seines Vaters. Er empfand es als Auszeichnung, daß ich ihn weiter „Du“ nannte. Aber das war schon eine Ausnahme zur damaligen Zeit.

Weil es meiner Mutter nicht recht gut ging, besuchte ich an ihrer Stelle die Kranken und rief die alten Weiblein ein, die Rheuma hatten. Ich benutzte dazu selbstgemachte „Erebe“ aus Kiefernspitzen. Schon als wir noch klein waren, wurden wir mit dem Kindermädchen geschickt, solche Heilpflanzen zu sammeln, wie sie meine Mutter zur Krankenpflege brauchte.

Einmal kam ich zu einem Bauern, der sich eine Verletzung zugezogen hatte, um ihn zu verbinden. „Gnädiges Fräulein müssen schon entschuldigen“, sagte er bedrückt, „daß meine Hose so alt und geflickt ist.“ – Da zog ich meine weiße Schürze zur Seite, und es wurde mein alltäglicher Lodenrock sichtbar, der fast nur noch aus Flickern bestand.

Meine Geschwister waren noch zur Ausbildung fort, außer dem kleinen Hubertus. Aber meine Mutter konnte ja nicht allein bleiben, und wer hätte meine Aufgaben übernommen? So blieben meine Kenntnisse recht mangelhaft. Ich hatte kaum Physik und Chemie gehabt, keine Mathematik, und die Grundlagen der Grammatik fehlten mir. Musik war leider auch sehr zu kurz gekommen. Als Kind wünschte ich mir sehnlich, Flöte spielen zu lernen. Es wurde aber damit abgetan, daß es hieß: Du bist viel zu unmusikalisch. Niemand kam auf die Idee, daß man Musikalität entwickeln und bilden kann. Unsere Erzieherin war in jeder Weise ein amüsischer Mensch gewesen, was sich leider im ganzen Unterricht zeigte.

Die Eltern fanden es nicht notwendig, daß Mädchen viel lernen, und daß sie uns zu Hause haben wollten, da die Jungens schon weggegeben werden mußten, so wie sie größer wurden, ist nur allzu verständlich.

Mein Vater hatte nach einer schweren Erkrankung seine feldgrüne Garde-Jäger-Uniform ausziehen müssen und hatte eine Aufgabe als Johanniter übernommen. Kurz vor dem Kriege war er in Sonnenberg zum Rechtsritter geschlagen worden, was er als sehr feierlich beschreibt. Nun wurde er der Führer des Lazarettzuges der Kronprinzessin Cäcilie, der im Westen so weit an die Front heranfuhr, als es irgend möglich war, um Verwundete aufzunehmen. Mehrere Male ist er zur Kronprinzessin und auch zur Kaiserin befohlen worden, um zu berichten.

Wieder nahte ein Kriegswihnachten. Es war das Jahr 1917, und es hieß, Papa würde nicht daheim sein können. Das war ein großer Kummer für mich, denn ohne ihn entbehrten die Festtage ihres wahren, freudigen Inhaltes, erschien es mir. Da fand meine zärtliche Liebe zu ihm ihren Ausdruck in einem Gedicht, das ich ihm mit einem im Wald gemalten Bildchen übereignete. Heute noch weiß ich die Verse auswendig: „... bei jedem Pinselstrich, den ich malte,
dacht' ich an dich mit zärtlicher Lieb' ...“

Zu meiner großen Freude durfte ich nun einmal wöchentlich nach Breslau fahren, um bei einem Professor der Kunstakademie Aktzeichnen zu haben. Er hatte einen Kreis von mehreren Damen in einem privaten Kursus um sich versammelt.

Nun muß man sich einmal vorstellen, wie ich aussah mit meinen achtzehn Jahren: Zwei lang herabhängende Zöpfe, grünes Lodenkostüm mit braunem Hut, von dem ich die Federn abgemacht hatte, um sie gegen einen Kiefernkrantz zu vertauschen, was sehr hübsch aussah. Niemand kam auf die Idee, daß es echte Kiefernbüschel waren. Oder ich trug eine Kieler Matrosenbluse und Mütze von Hans-Guido und einen Faltenrock bis an die Knöchel. Eine Blume oder ein Zweiglein hatte ich immer angesteckt, um es in der Stadt aushalten zu können. Ich war gertenschlank, und mein Aussehen wirkte mehr kindlich als absonderlich. Warum mir meine Mutter keine netten Kleider machen ließ, ist mir unverständlich. Ob sie zu sehr mit Sorgen beladen war, um zu merken, wie stark mein Interesse auf anderes gerichtet war als auf meine äußere Erscheinung?

Letztes Wiedersehen

Meine Mutter und ich fuhren Anfang Mai 1918 nach der Bergstraße, um Deta und Jost in der Odenwaldschule zu besuchen. Da war gerade ein Fichtefest, und es wurde aus der „Anweisung zum seligen Leben“ vorgelesen. Eine junge Lehrerin neben mir flüsterte mir zu: „Das kann man doch überhaupt nicht verstehen!“ – während ich jedes Wort wie eine Offenbarung in mich einsog, wie geistige Heimatklänge. Ich schwieg aber lieber, weil ich fürchtete, doch keinen Glauben zu finden. Wie gern wäre ich in so eine Schule gegangen!

Die Eltern bemühten sich unendlich um Jost's Erziehung und schickten ihn in die teure und so weit entfernte Odenwaldschule. Und damit er sich nicht verlassen vorkam, durfte Deta, die gern noch weiterlernen wollte, auch mitgehen.

Meines Vaters Lazarettzug kam zufällig in die Nähe der Bergstraße, und er konnte einmal kurz zu uns kommen. Wie war ich glücklich, ihn zu sehen und mit ihm über die besonderen Bücher sprechen zu können, die er mir geschickt hatte. Er war darauf aufmerksam geworden im Gespräch mit einem seiner Sanitäter, der im Zivilleben den Buchhändlerberuf bekleidete. Aber der Ernst des Krieges drang nun in anderer Form nahe in den Erlebnisbereich.

„Wir werden immer wieder von französischen Fliegern mit Bomben angegriffen, trotz der großen roten Kreuze auf den Waggondächern“, berichtete mein Vater mir. „Aber sag's nicht Mama, sie hat schon Sorgen genug.“

Es ist ja wohl bekannt, daß das Rote Kreuz durch die internationalen Abmachungen der Genfer Konvention von 1863 geschützt war. Damals fing es an, daß dieses Abkommen von französischer Seite gebrochen wurde.

Und später: „Es sieht schlimm aus in Deutschland. Wer jetzt den Kaiser zum Rücktritt bewegte, der täte ein gutes Werk.“ Diese Worte von den Lippen eines „Royalisten“ erschütterten mich. Aber wie begründet solch ein Urteil war, sollten wir in nicht sehr ferner Zeit erfahren.

Bei der Heimreise erlebten wir einen der ersten Fliegerangriffe auf die Bahnstrecke Heidelberg-Frankfurt und mußten stundenlang warten, bis sie notdürftig repariert war.

VII

Erschütterndste Ereignisse

Aus dem Mut der Kämpfer,
Aus dem Blut der Schlachten,
Aus dem Leid Verlassener,
Aus des Volkes Opfertaten
Wird erwachsen Geistesfrucht –
Lenken Seelen geistbewußt
Ihren Sinn ins Geisterreich.

Rudolf Steiner.

Wir waren erst kurze Zeit wieder in Marchwitz – es war in den letzten Maitagen, als ein Telegramm an meine Mutter ankam: „Bin durch Fliegerbombe leicht verletzt, werde zur Reparatur nach Berlin gebracht.“

Typisch Papa! Auch in so einem Moment verließ ihn sein Humor nicht. Wir waren uns sofort darüber einig, daß es wohl doch nicht so harmlos sein könnte und setzten uns umgehend auf die Bahn. Als wir am Abend in Berlin ankamen, empfing uns der Vetter Bredow, der die Vermittlung herstellen sollte, mit der Nachricht, der Lazarettzug sei nach Hannover umgeleitet worden, es ginge am Abend kein Zug mehr, wir könnten bei ihm übernachten und morgens weiterfahren. Er verschwieg uns, daß des Vaters Befinden sich plötzlich so verschlechtert hatte, daß er sofort in ein gutes Lazarett gebracht werden mußte.

In meiner innigen Verbundenheit zum Vater und durch mein ahnungsvolles Wesen spürte ich sogleich den wahren Sachverhalt und flehte Mama an: „Laß uns sofort weiterfahren! Wir werden gewiß in einem Truppentransportzug mitgenommen, und wenn wir die Nacht über im Gang stehen müssen!“ Aber die Erschöpfung meiner Mutter und die Vernunft geboten natürlich, erst einmal zu ruhen und am frühen Morgen weiterzufahren.

Nie werde ich vergessen, wie unheimlich bedrückend es war, als wir dann in Hannover das Lazarett betraten und zum Vater geführt werden wollten. Von einem zum anderen wurden wir geschickt. Niemand konnte sich entschließen, uns zu sagen, was geschehen war, bis endlich

